This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Portfolio

eines

Oesterreichers.

Band.

1844.

Portfolio

eines

Oesterreichers.

„Flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo!“

Erster Band.

Leipzig, 1844.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

PT 1799
A6 Ø3
v.1

Inhalt.

	Seite
Die Redemptoriſtin	1
Eine Wette	91
Wer hatte es gethan?	103
Die Opfer des Leichtſinnes	185
Charivari	223
Eine Frage an Herrn von Holbein	226
Ein Duell oder ein Mord	232
Kammeraliſtiſche Frage	248
Dichterloos	250

Die Redemptoriſtin.

„Eteignons les lumières
Et rallumons le feu!“
Bérenger.

In seinem Zimmer, welches an das Bureau stieß, in dem die zugetheilten Beamten arbeiteten, saß Hofrath R. vor dem mit Papieren und Schriften bedeckten Schreibtische. Er hatte sich bequem in den eleganten, weichgepolsterten Fauteuil zurückgelehnt, die Linke spielte mit einer goldenen Tabatiere, indessen die Rechte einen großen Bogen hielt, in welchem der Bureaukrat gedankenvoll las. Dieser war vorgeschriebener Weise in der Mitte gefaltet, mit einem Stempel versehen und bereits indorsirt, das heißt: auf der Rückseite mit der Entscheidung der höheren Stelle versehen. — Die Frohnstunden des Kanzellei-Personals waren vorüber; denn schon lange hatte die Thurmuhr der nahen M.-Kirche zwei Uhr geschlagen; die Herren waren aus den Kanzellei-Röcken in die eleganten Fracks und Quäkers gefahren, hatten ihre Arbeiten auf den Tischen unbeendigt liegen lassen und den dumpfen Stuben für heute

Lebewohl gesagt, um noch vor Tisch einen Gang über die Bastei oder in den Prater zu machen. —

Seufzend und vor langer Weile gähnend saß der Kanzelleidiener im Vorzimmer, und dachte an die Fleischtöpfe in seiner Küche, wie die Kinder Israels in der Wüste an ihre ägyptischen; er verwünschte den Diensteifer seines Hofrathes, welcher immer um zwei Stunden später kam, als vorgeschrieben, dafür aber auch immer um zwei länger blieb, und las die Wiener Zeitung. — Da wurde leise und bescheiden geklopft, und auf sein desto lauteres: „Herein!" schob sich stille und schleichend, wie eine Katze, eine geistliche Figur über die Schwelle. „Gelobt sei Jesus Christ, mein Sohn!" lispelte der Angekommene in jenem näselnden, wohlwollenden Tone, welcher dem katholischen Klerus, namentlich den Mönchsorden, so eigen ist. Der Amtsdiener, ein alter Soldat, brummte ein: „G'schamster Diener!" in den Bart; denn der Angekommene gehörte zu einem Orden, der auch in Wien im Allgemeinen gehaßt, und wo möglich noch mehr verachtet wird. Es war ein Ligourianer. —

— „Kann ich die Ehre haben, mein Sohn, dem Herrn Hofrathe aufzuwarten?" fragte der Ligourianer, indem er sich mit einem feinen batistenen Schnupftuche den Schweiß von der Stirn trocknete. „Habe die Güte und melde ein unwürdiges Glied unsers heiligen Ordens bei Deinem Vorgesetzten, welches

Sachen von hoher Wichtigkeit mit ihm zu beſprech
hat! Gehe, mein Sohn, und der Himmel vergel
Dir Deine Freundlichkeit!“ —

Der Amtsdiener zog ein ziemlich ſchiefes Geſich
denn in der materiellen Hauptſtadt, wo m
den Mann nicht ſowohl nach dem Kleide, da
er trägt, ſondern nach dem Trinkgelde, da
er giebt, zu beurtheilen pflegt; wo das n'o
bliez pas le garçon! im Geſichte eines Jeden a
der dienenden Klaſſe mit Stereotypen zu leſen i
fand die etwas lange und zweideutige Vertröſtu
wenig Anwerth. Mit einem eſſigſauern Blicke a
den Mönch ging der Diener, den Redemptoriſt
anzumelden.

Seufzend und mit ernſt gefurchter Stirne hat
der Hofrath den beſchriebenen Bogen vor ſich hi
gelegt; die bereits in die Dinte getauchte Feder i
der Hand haltend, zauderte er unwillkürlich eini
Minuten, ehe er ſeinen Namen unterſchrieb; ob
gleich wußte, daß ſeine Unterſchrift auf dieſe
Blatte eine leere Förmlichkeit ſei. Es war nich
Geringeres, als die Genehmigung einer vom Ko
vente der Ligourianer eingereichten Bittſchrif
in Weinhaus nächſt der Reſidenz ein Kl
ſter für Ligourianerinnen errichten zu dürfen
nebſt den beigelegten Ordensregeln für daſſelb
Hart waren dieſe, aber deſto mehr dem Zwecke un
den Abſichten der Gründer förderlich. Schon

erſte lautete: die Eintretende ſei für immer der Welt verloren, dürfe weder von ihren Eltern, noch von irgend einem Gliede ihrer Familie mehr Nachricht erhalten, noch weniger aber derſelben eine zukommen laſſen; eine ſpätere ſetzte das Alter einer aufzunehmenden Nonne feſt, und zwar zwiſchen 18 und 30 Jahren — und in dem Sinne waren ſämmtliche Statuten abgefaßt.

Unwillkürlich mußte dem Hofrathe Wallenſteins:

„Wohl ausgeſonnen, Pater Lamormain;
Wär' der Gedank' nicht ſo verflucht geſcheut,
Ich wär' verſucht, ihn herzlich dumm zu nennen!"

eingefallen ſein; denn er ſchüttelte bedeutſam den Kopf, und ein düſteres Lächeln glitt über ſeine Züge. Mit einem raſchen Zuge ſchrieb er ſeinen Namen unter den Beſcheid; dann aber warf er die Feder weit weg von ſich, als wäre ſie durch dieſe Unterſchrift verunreinigt worden.

„Neunzehntes Jahrhundert!" ſeufzte er, „wer hätte das geglaubt! — Du erlaubſt ihnen Klöſter und Konvente zu gründen, und ſie werden deine Kinder ihrem Moloch ſchlachten! — O, von dieſen Loyola's-Söhnen kann man mit Recht ſagen, wie vom Teufel: laß dich von ihnen bei einem Haare erwiſchen, und ſie haben dich beim ganzen Schopfe!" —

War ſonſt der kleine, dicke, gemüthliche Hofrath, ein eifriger Bureaukrat und gemüthlicher Lebemann, eben nicht aufgelegt zu **meditationes poëtiques**

et philosophiques, so fühlte er sich doch von diesen Gedanken mächtig ergriffen; denn auch er hatte eine Tochter — sein Idol, sein Augapfel, sein Alles. Er konnte sich ja recht lebendig den Schmerz der Eltern vorstellen, deren Kinder, Trost und Hoffnung ihres Alters, verlockt, verführt, überredet, ihre schöne Bestimmung als Hausfrauen und Mütter einer krankhaften, religiösen Schwärmerei opfernd, sich lebendig begraben würden in den Mauern des Klosters — wenn nicht noch Schlimmeres sie erwartete; denn die Schlange weltlicher Lust lauert hinter den künstlichen geistlichen Rosen. —

Der Amtsdiener meldete in dem Augenblicke den Ligourianer. Unwillig über die Störung, aber nicht wagend, Einen dieses gefürchteten Ordens abzuweisen, stand der Hofrath auf, machte einige Gänge durchs Zimmer, um sich zu sammeln, und befahl sodann, den Harrenden einzuführen.

Der Geistliche trat nach wenig Augenblicken ein, und blieb mit einem demüthigen Gruße am Eingange stehen.

„Euer Ehrwürden wünschen?" fragte der Hofrath, indem er dem Fremden einen Stuhl anbot und dessen Gruß kalt erwiderte. Es bedurfte einer wiederholten Aufforderung, bis dieser Platz nahm. Eine kleine Pause trat ein, in welcher der Mönch, sich unbeachtet wähnend, einen raschen, aber scharf beobachtenden Blick auf das Gesicht des ihm Gegen-

überſitzenden warf, und ihn dann wieder heuchleriſch demüthig zu Boden ſchlug.

„Ich bin der Prior unſeres Ordens“ — begann er mit leiſer Stimme — „und komme zu Ihnen, Herr Hofrath, als ein Bittender, in Weltgeſchäften Unerfahrner, um mich ſowohl über eine Angelegenheit Raths zu erholen, als auch Ihrer geneigten Protektion zu empfehlen, ſammt meinen Brüdern in Chriſto!“ —

„Herr Prior!“ entgegnete der Rath kalt und ernſt, wiewohl nicht ohne Beimiſchung von Bitterkeit und Sarkasmus, „ein Mann, wie Sie, glaube ich, bedarf gewiß meines Rathes und Beiſtandes nicht, wenn ich mich auch durch Ihr Zutrauen geehrt und geſchmeichelt fühle. Wollen Sie mich in Kenntniß ſetzen, auf welche Art ich Ihnen dienen kann?“ —

„Bewogen durch den Gedanken,“ fuhr der Prior fort, „welchen Gefahren Mädchen und Frauen in der Welt, die noch im Argen liegt, ausgeſetzt und preisgegeben ſind, bewogen vom Erbarmen mit den Unglücklichen, welche bereits in die gelegten Schlingen gefallen ſind, hat unſer ehrwürdiger Orden beſchloſſen, ein Gott gefälliges Kloſterasyl zu gründen, in welchem vorzüglich Mädchen und Frauen höherer Stände eine Zuflucht finden ſollen — theils um alte Sünden zu bereuen, theils um die Schlingen der Welt zu vermeiden, indem ſie ſich dem himmliſchen Bräutigam verloben. Dies Gotteshaus, oder

beſſer Bußhaus ſoll einſam liegen, unzugänglich für Jedermann, außer unſerm heiligen Orden, und namentlich junge Perſonen aufnehmen, welche ſich am beſten für unſern Zweck eignen. Obgleich wir arm ſind und kaum das Nöthige haben, unſern eigenen Konvent zu erhalten und das Gotteshaus Maria-Staigen, welches allerhöchſte Gnade uns eingeräumt hat, haben wir doch durch chriſtliche Sammlungen, fromme Beiträge und Teſtamentsſchenkungen einen Fond zuſammengebracht, hinreichend, jenes Unternehmen ins Leben treten zu laſſen.“ —

„Ich kenne Ihre Armuth,“ unterbrach ihn der Hofrath ironiſch, „welche ſich aber bei ſo vielen Häuſern in der inneren Stadt, bei ſo vielen auf ſicheren Hypotheken ausſtehenden Kapitalien und guten Börſeſpekulationen, welche Ihr Konvent zu machen beliebt, leicht ertragen läßt!“

Der Prior biß ſich auf die Lippen, doch nahm er ruhig den Faden des Geſprächs wieder auf: „Wir haben bereits Statuten, Bauplan und Fondsausweis hohen Ortes ſammt der unterthänigſten Bitte um Genehmigung vorgelegt. Sie, Herr Hofrath, haben das Referat in geiſtlichen Angelegenheiten, von Ihrer Unterſtützung, von Ihrem Vortrage und Ihrer Meinung hängt die Genehmigung ab. Wenn auch überzeugt von Ihrem Eifer

für Religion und von Ihrem frommen Sinne, wollte ich doch Sie in Ehrfurcht ersuchen, uns armen Geistlichen Ihre Gewogenheit nicht zu entziehen!"

Düst're Falten auf der sonst so heitern Stirne hatte der Hofrath die Rede des Redemptoristen vernommen, und er erwiderte ernst: „Ich kann Ihnen offen gestehen, wenn auch nicht ohne Befremden, daß ich in dieser Angelegenheit nicht befragt, ja daß dieselbe nicht einmal in der Sitzung vorgetragen wurde. Welche Wege Sie und Ihr Orden eingeschlagen, um zum Ziele zu gelangen, ist mir unbekannt; wohl aber weiß ich, daß, wäre die Bittschrift sammt Beilagen durch meine Hände gegangen, die Sache eine andere Wendung genommen haben würde!"

„Wie so, Herr Hofrath?" fragte gedehnt der Prior.

„Weil ich meinen ganzen Einfluß verwendet haben würde," antwortete dieser, „dies Ansuchen in seinem wahren Lichte zu zeigen und hinzustellen, weil ich das Ganze nicht nur für nicht zeitgemäß, sondern geradezu für die Weiblichkeit erniedrigend, für unmoralisch halte! Ich würde es für meine Pflicht gehalten, die Bestrebungen Ihres Ordens zu hintertreiben und Alles versucht haben, sie zu vereiteln. Sie haben meine Meinung verlangt, und ich gebe sie Ihnen hiermit unumwunden." —

Das gelbe Geſicht des Ligourianerpriors wurde noch erdfahler, zwei Blitze ſchoſſen aus den grauen Augen auf den ihm Gegenüberſitzenden, die bleichgewordenen Lippen zitterten, wie im Fieber; aber bald beherrſchte er ſeine Aufwallung.

„Wie geſagt," fuhr der Hofrath fort, „Sie haben Nebenwege eingeſchlagen, Stellen umgangen, die mächtigſte Protektion im Staate erlangt, und auf dieſe ächtpfäffiſche Art wurde Ihr Zweck erreicht. Die günſtige Entſcheidung liegt mir eben vor, höchſten Ortes genehmigt; mir liegt weiter nichts mehr ob, als ſelbe expediren und Ihnen ad manus zuſtellen zu laſſen. — Ich war genöthigt, Ihnen dieſe Erklärung zu geben, um Ihnen ebenſowohl jeden an mich gerichteten Dank zu erſparen, als Sie in Kenntniß Ihrer Angelegenheiten zu ſetzen." —

Der Prior erhob ſich vom Seſſel: „Ich danke Ihnen, Herr Hofrath, für Ihre gütige Mittheilung," ſagte er in möglichſt freundlichem Tone, „und hoffe, Ihnen einmal die Erkenntlichkeit meines Ordens beweiſen zu können. Ja, ich kann es gar nicht glauben, daß ein Mann in Ihrer Stellung und von Ihrem Einfluſſe ſich ſo offen gegen uns erklären würde. In jedem Falle aber will ich Ihre Worte beherzigen!" —

Er empfahl ſich; als er aber die Tapetenthüre hinter ſich zugezogen hatte, und allein draußen im

finſtern Gange ſtand, der zum Vorgemache unmittelbar aus des Hofraths Zimmer führte, da blieb er einen Augenblick ſtehen und wandte ſich um. Seine Augen funkelten, wie die einer Hyäne, krampfhaft ballte er, bis jetzt in ohnmächtiger Wuth, ſeine Fauſt und drohte zurück. „Warte, Du Stolzer, Du Religionsverächter!“ knirſchte er, „der es gewagt, uns zu höhnen, gegen uns in die Schranken zu treten, Du ſollſt es einmal büßen! Langſam ſchleicht unſere Rache; aber ſie ereilt und trifft den Gezeichneten ſicherer, als der Dolch der Vehme ſein Opfer!“ — Er ſchritt ruhig und gefaßt durchs Vorgemach, vorüber an dem Amtsdiener, dem er milde und ſalbungsvoll ein: „Gott ſegne Dich, mein Sohn!“ zuliſpelte, unbekümmert darum, daß der an blankere und vollgiltigere Münze Gewöhnte hinter ihm die Thüre verächtlich zuſchlug.

Der Hofrath war ans Fenſter getreten, und blickte hinab ins geſchäftige Menſchengewühl, um ſich zu zerſtreuen. Leicht und raſch wurde abermals an die Thüre geklopft, und ohne des Mächtigen „Herein!“ abzuwarten, trat ein junger, blühender Mann im ſchönſten Lebensalter, modiſch und elegant gekleidet, herein.

„Willkommen, lieber Baron!“ rief Jener, und eilte dem Eintretenden entgegen, indem er die Arme ausbreitete und denſelben liebreichſt an ſeine Bruſt, oder beſſer geſagt, an ſein Bäuchlein drückte, das

er ſich nebſt mehreren Orden und Tabatieren im ſchweren Bureaudienſte erworben. „Schon zurück von Ihrer großen Tour, ohne Aviſobrief an Ihre Lieben in der Heimath? ein rechter **Deus ex machina**, während wir Sie noch lange in London oder Paris glaubten!“ —

„Die Ungeduld, Papa,“ entgegnete der junge Mann, des Hofraths Begrüßung herzlich erwidernd, „Sie und alle Lieben bald wieder zu ſehen, vor Allem aber mein theures Bräutchen, ließ mir nicht Raſt und Ruhe; ich mußte mein feſtgeſetztes Reiſejahr um ein Paar Monate abkürzen. Ich beſtellte alſo in Paris Poſtpferde, durchflog die Schweiz, die Rhein- und Donaugegenden und — **me voilà**! Sie zürnen mir doch nicht? Aber Sie waren ja auch einmal verliebt, Bräutigam, und wiſſen wohl, daß man den Augenblick kaum erwarten kann, ſich in Hymens Roſenfeſſeln ſchlagen zu laſſen!“

Der Hofrath antwortete nichts, ſondern ſchmunzelte recht zufrieden, und betrachtete mit wohlgefälligen Blicken den ſchmucken Schwiegerſohn, der allen Anforderungen eines für das Glück und die Zukunft ſeines Kindes beſorgten Vaters entſprach.

„Und Albertine?“ fragte der Baron mit ſtürmiſcher Eile.

„Iſt wie alle Mädchen, wenn ſie einmal recht verliebt ſind,“ antwortete Papa ſcherzend, wie ſtets ſeelenvergnügt, wenn er von ſeinem Lieblinge ſprach.

„heute luſtig, morgen traurig, beklommen, ahnungsvoll; blüht aber, wie eine Roſe, und wird nicht weniger überraſcht und erfreut ſein, Sie wiederzuſehen, als meine Wenigkeit! Wir haben oft und viel von Ihnen geſprochen. Erſt neulich, beim Baron Geymüller — er hatte gerade F..... gekauft, und gab eine große Fête, — Tinchen wollte keine Françaiſe tanzen — man beſtürmte ſie allgemein, ſie war entourirt von jungen Herren, und da ſie es durchaus nicht evitiren konnte, mit wem tanzte ſie? Rathen Sie einmal! — Mit der alten Excellenz, Grafen B., der gerade neben ihr ſtand. Die ganze Männerwelt war im Aufruhre, das kann ich verſichern, und der alte Herr vergaß Katarrh und Podagra aus purem Entzücken!“ —

Der Baron hatte lächelnd der wohlgefälligen Aeußerung der Vaterliebe und Eitelkeit zugehört; denn welchem Verliebten iſt es nicht entzückend, das Lob des geliebten Gegenſtandes, wenn auch von partheiiſchen Lippen, zu vernehmen? Er faßte die Hand ſeines Schwiegervaters in spe, und ſagte: „Nicht wahr, Sie haben nun nichts mehr dagegen, daß wir unſere Vermählung noch im künftigen Karneval feiern? — Ich bin vor einigen Tagen mündig geworden, und nun mein eigener Herr. Im Frühjahre gehen wir dann auf die Güter, und Sie mit uns. Sie nehmen Ihre ehrenvolle Enthebung von dem ohnehin beſchwerlichen Poſten, damit wir uns

nicht mehr trennen dürfen; die paradieſiſche Gegend der Wachau, durchſtrömt von der Donau, liebenswürdige Nachbarſchaften und ſüperbe Jagd ſoll Ihnen die Zeit verkürzen und den Aufenthalt angenehm machen! Mein franzöſiſcher Koch wird das Unglaubliche leiſten, Trüffeln, Auſtern, Straßburger Paſteten und alle Leckerbiſſen beziehen wir aus erſter Hand; mein Keller iſt ausgezeichnet, und Sie ſollen weder Ihr Kaſino Mittags, noch Czermak oder das Kameel vermiſſen, wo Sie Ihr Dejeuner machen!"

„Barönchen!" ſchmunzelte der bei ſeiner ſchwächſten Seite Angegriffene, „Sie ſind ein excellenter Menſch, ein wahrer Hofmann, und wiſſen mit Einem umzuſpringen, daß man **nolens volens** Ordre pariren muß! Wir wollen ſehen! **Chi va piano, va sano!** Eile mit Weile! Albertinchens Ausſtattung iſt noch lange nicht fertig — Modiſtin, Schneider und Juwelier haben alle Hände voll — Sie wiſſen, eine Braut hält viel auf ſolchen Kram; nun, und nachſagen will ich mir auch nichts laſſen. Mein Mädchen ſoll ausgeſtattet ſein, wie eine Fürſtin, wenn ſie das Vaterhaus verläßt!" —

„Albertine liebt mich!" rief feurig der junge Mann, „und verlange ich denn mehr, als ihre Hand, ihre Liebe, ihren Beſitz?"

„Eine Hütte und ihr Herz, Baron!" lachte der Hofrath. „So ſchwärmen ſie Alle; habe auch ſo geſchwärmt. Aber hinterdrein giebt's doch ſchiefe

Geſichter, wenn es wo fehlt, und wären es auch nur die geſtickten Pantöffelchen — welche zwar fürs eheliche Damenregiment unentbehrlich ſein ſollen! Doch es ſchlägt ſoeben halb vier Uhr; eine kleine Kommotion über die Baſtei nach dem langen, anhaltenden Sitzen, und dann zu Tiſche!" —

Damit nahm er den feinen Kaſtor und das ſpaniſche Rohr mit dem großen, vergoldeten Knopfe, ſchob ſeinen Arm in den des Barons, klingelte dem Diener und eilte ins Freie. Er hatte ſeinen Aerger und den Ligourianer längſt ſchon vergeſſen. —

Hofrath R. war in ganz Wien als ein rechtlicher Beamter, aber auch als Lebemann und fröhlicher Geſellſchafter bekannt. Aus der Sphäre des niederen Kanzelleiperſonals hatte er ſich, ebenſowohl von den Ereigniſſen einer jüngſt verfloſſenen Zeit begünſtigt, als von Talenten und Kenntniſſen unterſtützt, zu einer einflußreicheren Stellung emporgeſchwungen. Eine Verbindung mit der einzigen Tochter eines ſehr reichen und nobilitirten Lieferanten öffnete ihm alle Quellen des Lebensgenuſſes, und die Thüren zu Geſellſchaftszimmern, wohin ſonſt nur der goldene Schlüſſel oder ein vergilbtes Adelsdiplom führt. Aber er wußte auch die Gelegenheit zu benutzen, wo ſie ſich darbot; leiſtete Männern Dienſte und Gefälligkeiten, welche ſie ſo leicht durch eine

bloße Verwendung oder einen Federzug vergelten können, und sah bald mit Freuden, daß eine bedeutende Karriere zu machen sei. Seine Frau hatte ihm schon in den ersten Jahren ihrer Ehe eine Tochter geschenkt, kränkelte aber fortwährend und starb, ehe diese noch ihr fünftes Jahr erreichte. Bald darauf folgte seine Ernennung zum Hofsekretär, und er beschloß, sich einstweilen von seinem kleinen Lieblinge zu trennen, um ihm eine Erziehung geben zu lassen, welche sowohl dem Vermögen, als der künftigen gesellschaftlichen Stellung desselben entspräche. Er übergab sie dem Pensionate der adeligen Frauen in Pr..., und hatte die Freude, sie in ihrem siebzehnten Jahre mit vollendeter Erziehung, gebildet an Geist und Körper, ins väterliche Haus zurückkehren zu sehen. Mittlerweile war er Hofrath geworden, hatte mehrere Orden, und das in Oesterreich noch immer viel geltende Wörtchen von sammt einem Prädikate zu seinem Familiennamen erhalten, führte ein großes Haus, hielt hübsche Equipage, ein Paar englische Reitpferde, und war seines vorzüglichen Tisches und seines ausgezeichneten Kellers wegen in der ganzen Residenz bekannt.

Mit Albertinens Rückkehr ins väterliche Haus änderte sich auch der ganze Typus desselben; die Tafeln und Gesellschaften des Hofrathes, sonst meistens nur von ältlichen Herren besucht, wurden bald auch der Sammelpunkt der jüngeren fashionablen

Welt; es gehörte zum bon ton, im Hauſe des Hofraths R. Zutritt zu haben, wo Albertine die liebenswürdige Hausfrau machte, und auch einen Kreis gebildeter reizender Damen um ſich verſammelt hatte. Die Bälle und Soirée's R's gehörten unter die renommirteſten; man fand Herren dort, welche ſonſt nur Zirkel beſuchen, in welchem die Kreme der haute volée allein Zutritt hat. — Albertine war von der Natur mit allen jenen Reizen ausgeſtattet, welche das Weib zur Krone der Schöpfung machen; aber auch in geiſtiger Hinſicht ſtand ſie über Vielen ihres Geſchlechtes. Wirkliche Bildung, gepaart mit jener liebenswürdigen Eleganz, jenem air noble, jener feinen Tournüre, welche die Dame von Welt vor hundert Anderen auszeichnen, machten ſie zur Seele der Geſellſchaften im Hauſe ihres Vaters, und wenn ſie in fremden erſchien, erkannte man ihr einſtimmig die Palme als Königin des Feſtes zu.

Nicht fehlen konnte es daher, daß Albertine von Verehrern und Anbetern umringt war, welche ihr Herz und Hand, ſo Mancher einen höheren Rang in der bürgerlichen Geſellſchaft antrugen, oder einen Namen, der ſchon ſeit Jahrhunderten in das goldene Buch des Adels eingetragen war. Das junge lebensfrohe Mädchen eilte von Vergnügen zu Vergnügen, wie der Schmetterling von Blume zu Blume ſchwärmet; aber ihr Herz war bis jetzt noch frei geblieben. Ihre klöſterliche Erziehung hatte dem

jungen Gemüthe einen Hang zur Schwärmerei, Empfindſamkeit und Romantik eingeimpft, welcher zwar allen Mädchen in einer gewiſſen Lebensperiode eigen zu ſein pflegt, aber nicht ſorgfältig genug gedämpft und überwacht werden kann.

Unter allen jungen Männern, welche das Haus des Hofrathes beſuchten, zeichnete ſich Baron W. durch ſeine männliche Schönheit eben ſo ſehr, als durch ſeinen Geiſt und ſeine Bildung aus. Der Erbe eines bedeutenden, in Majoratsgütern beſtehenden Vermögens, früh verwaiſt, aber darum auch früher zum Manne gereift, war er ſchon in ſeinem ſiebzehnten Jahre Lieutenant in einem Uhlanen-Regimente geworden, und hatte im dreiundzwanzigſten mit dem Charakter eines Rittmeiſters den Dienſt ehrenvoll wieder verlaſſen, um bei ſeiner herannahenden Großjährigkeit die Stammgüter der Familie zu übernehmen. Geſchäfte führten ihn mit dem Hofrathe zuſammen, der den in Wien fremd Gewordenen ſelbſt ſeiner Tochter vorſtellte, und ihn einlud, ſeine Geſellſchaften zu beſuchen.

Ein Augenblick hatte über Beider Zukunft entſchieden; denn wie er, der ſieggewohnte Mann, von Albertinens Schönheit bezwungen, von ihrem Liebreiz gefeſſelt ward, ſo hatte auch ſie gefühlt, daß das Ideal ihrer Träume verkörpert vor ihr ſtehe. Die Liebe war in ihre jungen Herzen eingezogen, mit all ihrer Wonne, ihrer nie geahnten, aber auch, ein-

mal entſchwunden, nie wiederkehrenden Seligkeit! Sie liebten ſich, ohne es ſich zu geſtehen; ihre Blicke waren die Dolmetſcher ihrer Herzen; ein leiſes Berühren der Hände zuckte wie ein elektriſcher Schlag durch alle Nerven, und begeiſternd wirkte die Nähe des Einen auf das Andere. Nie war Albertine reizender, ihre Toilette nie gewählter, ihr Geſang nie melodiſcher, als wenn Arthur geladen, wenn er in ihrer Nähe ſtand, ſie im Stillen bewundernd. Auch er fühlte den günſtigen Einfluß dieſer Leidenſchaft auf ſein Sein und Denken; aber er beſchloß als Mann zu handeln, dem es ja freiſteht zu ringen um den höchſten Preis im Leben, wie in der Liebe.

Ein ländliches Feſt auf der reizenden Villa des Hofraths, am Fuße des Kahlenberges gelegen, gab ihm Gelegenheit, Albertinen einige Minuten ohne Zeugen zu ſprechen. Er benutzte ſie zu einem Geſtändniſſe, und erhielt auch von ihren Lippen die Gewißheit, daß ſeine Neigung keine unerwiderte ſei. Schon der nächſte Morgen fand ihn im Geheimzimmer des Hofraths, dem er ſeine Neigung geſtand und ihn mit Bitten um Albertinens Hand beſtürmte. Vergebens wollte Jener Einwendungen machen, der Baron wich als ächter Soldat nicht früher vom Platze, als bis die Feſtung Chamade ſchlug und ſich auf Bedingungen ergab. Faſt ein Jahr fehlte noch zur vollendeten Großjährigkeit des Barons und zu Albertinens achtzehntem Geburtsfeſte,

es ſollte für Beide ein Probejahr werden. Der Baron hatte eine große Reiſe durch Europa vor; er ſollte ſie jetzt unternehmen, und wenn er mit gleichen Geſinnungen zurückkäme, wenn auch Albertine ihm Liebe und Treue bewahrt haben würde: dann wollte der Hofrath Beider Wünſche und Hoffnungen durch ſeine Einwilligung krönen. Vergebens ſuchte der Baron Einwendungen zu machen, der Hofrath beharrte ſtandhaft auf ſeinem Willen, ſelbſt gegen die Thränen ſeines Kindes. —

Eines Morgens, als kaum noch die erſten Strahlen der Sonne den Adler auf dem St. Stephan vergoldeten, fuhr ein eleganter Reiſewagen, von vier raſchen Poſtpferden gezogen, aus dem Hôtel zum Erzherzog Karl die Kärntnerſtraße hinab, über den Stephansplatz, und lenkte nach der Rothenthurmſtraße ein. Dort, hinter den ſeidenen Gardinen eines Fenſters im erſten Stockwerke ſtand ein Mädchen im reizenden Morgennegligée, ein fein geſticktes Batiſttuch vor die verweinten Augen gedrückt; — beim Rollen eines nahenden Wagens lüftete es den Vorhang, ein Männerkopf bog ſich aus dem Wagenſchlag — zwei Blicke trafen ſich — es war Albertine und Baron W. —

In ſeinem Gemache ſaß der Prior der Ligourianer vor einem mit Büchern, Rechnungen und Stre-

turen bedeckten Schreibtiſche, indeß ein dienender Bruder demüthig am Eingange ſtand, die Befehle ſeines geiſtlichen Oberen erwartend. Dieſer hatte den weiten ſchwarzen Mantel abgelegt, und die grobe Kutte, welche er gleich den übrigen Mönchen trug, wenn er ſich öffentlich zeigte, mit einer aus feinerem Stoffe vertauſcht; ein ſchwarzes Sammtkäppchen, welches tief in den Nacken ging, bedeckte den allmälig kahl werdenden Scheitel, und bequeme Pantoffeln vertraten die Stelle der plumpen, ordinären Schuhe.

Er ſtand hoch in den Fünfzigen und war klein und mager, wenn auch von feſtem Körperbau; ſein gelbes und hageres Geſicht verrieth den Südländer, ſowie die ſcharfgebogene Naſe und jenes Blauſchwarz des glattgeſchorenen Bartes und Kinn und Oberlippe. Sein graues Auge war beweglich, ſtechend; Liſt und Verſchlagenheit, mit Bosheit und Tücke gepaart, in ſeinen Zügen ausgeprägt, gaben ein treues Bild ſeiner Seele. Dieſe glich einem ausgebrannten Vulkane, in welchem alle Leidenſchaften getobt hatten, von denen jetzt nur noch der Bodenſatz und die ſchwarzen Schlacken zurückgeblieben waren; die ſchwarze Kutte bedeckte ein eben ſo ſchwarzes Herz! Habſucht, Geiz, Wolluſt und Rachgierde bildeten ſo ziemlich die Grundzüge ſeines Charakters; der alt-jeſuitiſche Grundſatz: der Zweck heiligt das Mittel, war auch bei ihm zum Handlungsprinzipe ge-

worden, und ſtets den geraden Weg vermeidend, wußte er, wie Alle ſeines Ordens, auf Schlangenpfaden langſam, aber deſto ſicherer ſein Ziel zu erreichen.

Auf unbegreifliche Weiſe, gegen alle Einwendung höherer Behörden, gegen alle Warnungen ergrauter Staatsmänner und ſelbſt der Polizei, hatte der Orden des heiligen Ligouri, auch Redemptoriſtenorden genannt (verkappte Jünger Loyola's), in Oeſterreich Eingang gefunden. Zwar ſchien die Zeit für ſie vorüber, in welcher ſie einſt, Kaiſern und Königen unentbehrlich, faſt die Welt beherrſcht hatten; man verachtete ſie, und es fehlte nicht an Spott und Hohn, ſelbſt von Seiten der gemeineren Leute, wenn ſie ſich irgendwo öffentlich ſehen ließen; aber ſie ertrugen Alles, wie der Eſel die Schläge, wenn er über den Zaun weg im Garten des Nachbars Diſteln frißt. Ihre Demuth und Unverſchämtheit, ihre Zudringlichkeit und Beharrlichkeit war gleich groß; ſie bewarben ſich ebenſo eifrig um Erzieherſtellen in hohen Häuſern, ja ſelbſt bei Hofe (wo aber eine hochherzige Prinzeſſin, welche das Geſchick vielleicht zum Wohle der Völker auf einen Kaiſerthron berufen wird, ihnen für immer Wege und Einfluß verſperrte), wie ſie den Kapuzinern das armſelige Vorrecht ſtreitig machen wollten, arme Sünder auf ihrem letzten Wege zum Galgen zu begleiten. Sie drängten ſich mit Unverſchämtheit zu Sterbenden,

ergebens eiferte abermals Alles dagegen; ver-
s machte die Polizei Vorſtellungen; das Volk
pfte und bonmotiſirte, ſang Schand- und Spott-
: auf die Redemptoriſten — ſie erreichten doch
Ziel und ihren Zweck. Das Kloſter der Büße-
n oder Ligourianerinnen war in Weinhaus, bei
, erbaut worden, und harrte der feierlichen
eihung. Schon hatte man einige Novizinnen
worben, meiſt aus der unteren Klaſſe des Vol-
hübſche Dienſtmädchen, welche zu früh die
den des Lebens verkoſtet, und eher Mütter, als
innen geworden waren; ein Paar alte, reiche
wen, welche den Schleier nahmen und ihren
mon dem Kloſter vermachten, um ſich von
Beichtvätern nicht mehr trennen zu dürfen;
es galt ihnen vom Anfange gleich: „Wo Tau-
ind, fliegen Tauben zu!“ —

er Prior ſchob den Rollſeſſel zurück und ſtand
Schwere Wolken lagen auf ſeiner Stirne, und
: Gedanken verſunken machte er einige Gänge
Zimmer. „Man rufe den Sekretär!“ herrſchte
dienenden Bruder zu, „und ſorge, daß wir
d unbelauſcht bleiben!“ Der Mönch ging,
Prior ſetzte ſeinen Spaziergang fort; in
uſt arbeitete es mächtig, es war, als ob
Engel des Lichtes mit den Dämonen der
einen furchtbaren Kampf beſtünde.

oder nie!“ ſagte er grollend und finſter

vor ſich hin, „iſt die Zeit der Rache gekommen, wo ich ihm, dem Stolzen, den empfindlichſten Streich, den Todesſtoß verſetzen kann, ihm, der es gewagt, uns Hofmeiſtern zu wollen, ſich unſern Plänen zu widerſetzen! Das Intereſſe des Ordens, das der Religion geht Hand in Hand mit meinem eigenen; dem Himmel eine Braut, dem Orden reiche Mitgift und mir Rache zu erringen, dies wäre ein Meiſterſtreich, würdig unſerer großen Vorfahren. — Aber wie ohne Aufſehen? wie dies bewerkſtelligen in der kurzen Friſt, die mir noch übrig bleibt, ehe das Täubchen uns für immer entfliehet? Wie ſelbſt die Argusaugen der immer wachſamen Polizei täuſchen?“

Seine Schritte wurden raſcher, ſeine Bewegungen heftiger, und zuweilen zuckte es, wie ein Wetterleuchten, über die gelben, tiefgefurchten Züge.

„Jetzt oder nie muß der Schlag fallen,“ fuhr er fort, „und unvorbereitet treffen! Keinem unſers Ordens iſt das Haus zugänglich, keines der Individuen, welche dort in Dienſten ſtehen, beſucht unſere Kirche oder ſteht unter unſerem Einfluſſe. Das Mädchen ſcheint den Grundſätzen des Papa's zu huldigen, und iſt ein Weltkind voll Lebensluſt und Durſt nach Lebensfreude. Soll ich darum verzagen? Gilt nicht vom weiblichen Geſchlechte das **les extrèmes se touchent** am erſten?“

Leiſe wurde gepocht, und der Sekretär des Ordens trat ein, ſich ſtumm und mit über der Bruſt

Vergebens eiferte abermals Alles dagegen; vergebens machte die Polizei Vorſtellungen; das Volk ſchimpfte und bonmotiſirte, ſang Schand- und Spottlieder auf die Redemptoriſten — ſie erreichten doch ihr Ziel und ihren Zweck. Das Kloſter der Büßerinnen oder Ligourianerinnen war in Weinhaus, bei Wien, erbaut worden, und harrte der feierlichen Einweihung. Schon hatte man einige Novizinnen angeworben, meiſt aus der unteren Klaſſe des Volkes: hübſche Dienſtmädchen, welche zu früh die Freuden des Lebens verkoſtet, und eher Mütter, als Gattinnen geworden waren; ein Paar alte, reiche Wittwen, welche den Schleier nahmen und ihren Mammon dem Kloſter vermachten, um ſich von ihren Beichtvätern nicht mehr trennen zu dürfen; aber es galt ihnen vom Anfange gleich: „Wo Tauben ſind, fliegen Tauben zu!“ —

Der Prior ſchob den Rollſeſſel zurück und ſtand auf. Schwere Wolken lagen auf ſeiner Stirne, und in tiefe Gedanken verſunken machte er einige Gänge durch's Zimmer. „Man rufe den Sekretär!“ herrſchte er dem dienenden Bruder zu, „und ſorge, daß wir allein und unbelauſcht bleiben!“ Der Mönch ging, und der Prior ſetzte ſeinen Spaziergang fort; in ſeiner Bruſt arbeitete es mächtig, es war, als ob dort der Engel des Lichtes mit den Dämonen der Finſterniß einen furchtbaren Kampf beſtünde.

„Jetzt, oder nie!“ ſagte er grollend und finſter

vor ſich hin, „iſt die Zeit der Rache gekommen, wo ich ihm, dem Stolzen, den empfindlichſten Streich, den Todesſtoß verſetzen kann, ihm, der es gewagt, uns Hofmeiſtern zu wollen, ſich unſern Plänen zu widerſetzen! Das Intereſſe des Ordens, das der Religion geht Hand in Hand mit meinem eigenen; dem Himmel eine Braut, dem Orden reiche Mitgift und mir Rache zu erringen, dies wäre ein Meiſterſtreich, würdig unſerer großen Vorfahren. — Aber wie ohne Aufſehen? wie dies bewerkſtelligen in der kurzen Friſt, die mir noch übrig bleibt, ehe das Täubchen uns für immer entfliehet? Wie ſelbſt die Argusaugen der immer wachſamen Polizei täuſchen?“

Seine Schritte wurden raſcher, ſeine Bewegungen heftiger, und zuweilen zuckte es, wie ein Wetterleuchten, über die gelben, tiefgefurchten Züge.

„Jetzt oder nie muß der Schlag fallen,“ fuhr er fort, „und unvorbereitet treffen! Keinem unſers Ordens iſt das Haus zugänglich, keines der Individuen, welche dort in Dienſten ſtehen, beſucht unſere Kirche oder ſteht unter unſerem Einfluſſe. Das Mädchen ſcheint den Grundſätzen des Papa's zu huldigen, und iſt ein Weltkind voll Lebensluſt und Durſt nach Lebensfreude. Soll ich darum verzagen? Gilt nicht vom weiblichen Geſchlechte das **les extrèmes se touchent** am erſten?“

Leiſe wurde gepocht, und der Sekretär des Ordens trat ein, ſich ſtumm und mit über der Bruſt

gekreuzten Armen verbeugend. Er war ein Greis, älter als der Prior, und mit einem Geſichte, das viel zu offen und ehrwürdig ſchien für einen Ligourianer; Schmerz und geiſtliche Schwärmerei ſprachen aus den gealterten Zügen und den blauen Augen, von der Zeit, vielleicht auch von Thränen bleicher geworden; ſparſam waren die Locken ſeines Hauptes, und weiß, wie der Schnee, vom langen Wechſel der Jahre.

Bruder Paul — hier trug er dieſen Kloſternamen — hatte lange in beſſeren Verhältniſſen und freundlicherer Umgebung als Weltprieſter gelebt, ehe er aus religiöſer Schwärmerei und frommer Ueberſpanntheit in den Orden der Redemptoriſten getreten war. Erzieher eines jungen Grafen, hatte er mit dieſem Europa durchreiſt, in den glänzendſten Zirkeln höherer Stände mit ihm Zutritt gefunden; ſein dankbarer Zögling verſchaffte ihm ſpäter, nebſt einem nicht unbedeutenden Jahresgehalte, die Stelle eines Religionsprofeſſors im adeligen Damenſtifte zu Pr... Alles hatte er nun dem Orden geopfert, von welchem er zu früh einſehen lernte, wie wenig er ſeinen Wünſchen und Hoffnungen entſprach.

„Ich habe Sie rufen laſſen, mein Bruder in Chriſto," begann der Prior nach einer Pauſe, indem er ihm winkte, näher zu treten und neben ſich auf dem Sopha Platz zu nehmen, „um über eine wichtige Angelegenheit mich mit Ihnen zu berath-

ſchlagen, welche ebenſowohl das Ordenswohl, als das Seelenheil einer mir werthen Perſon betrifft! — Es gilt nicht nur, ein Kind, welches in den Schlingen der Welt gefangen liegt, auf den rechten Pfad zurückzubringen, ſondern auch dem Orden ein bedeutendes Erbe zuzuwenden, unſerem neuen Bußhauſe aber eine Oberin zu gewinnen. — Bedeutende Hinderniſſe thürmen ſich auf, und ſind eben ſo viele kaum hinwegzuräumende Steine auf der Bahn zum Ziele. Eben darum habe ich Sie rufen laſſen, um mich mit Ihnen zu beſprechen. — Sie haben lange in der Welt gelebt, als Sekretär des Ordens führen Sie unſere Protokolle, leicht möglich dürfte es daher ſein, daß Sie Mittel und Wege anzugeben wüßten, wo ſie mir fehlen oder unbekannt ſind.“

„Gebieten Sie über mich und meine Kenntniſſe, Herr Prior!“ antwortete der Greis ernſt. „Wenn das geiſtliche Wohl einer verirrten Seele zu retten iſt, ſo werde ich mit allem Eifer mitwirken am gottgefälligen Bekehrungswerke!“ —

Ein höhniſches Lächeln ſpielte um den Mund des Priors, und ein verachtender Blick ſtreifte den Prieſter. Nach einer Pauſe fuhr Jener fort: „Unſer neues Kloſter, über welches in der Stadt die verſchiedenartigſten Meinungen, die beißendſten Witze und Satyren kurſiren, bedarf eines feſten Haltes, eines großartigen Beiſpiels, um Aneiferung und Muth ſo mancher zaghaften Seele zu geben. Viele bekennen

ſich im Stillen zu den Frommen, zu den Unſrigen, aber ihnen fehlt Kraft und Muth, dies Bekenntniß öffentlich abzulegen. Ich habe Diejenige gefunden, welche zu meinen Zwecken am beſten taugt, und nun gilt es, ſie dahin zu bringen, daß ſie ſich losreißt von der Welt und den Ihrigen für immer, daß ſie durch den öffentlichen und feierlichen Uebertritt aus der Geſellſchaft in unſeren weiblichen Orden ein großartiges Beiſpiel gebe!"

„Sprechen Sie, Herr Prior, nennen Sie mir den Namen der Glücklichen, welche Sie als Räſtzeug auserwählt zu ſolch hohen Zwecken!" —

„Kennen Sie den Hofrath R.? Es iſt Albertine, ſeine Tochter!" —

„Albertine R.!" rief Bruder Paul mit einem Tone, in welchem ſich Schreck, Ueberraſchung und Erſtaunen miſchten.

Der Prior warf einen langen, forſchenden Blick auf den Greis; dann fragte er langſam und mit widerlicher Betonung: „Kennen Sie das Haus? kennen Sie das Mädchen?" —

Einige Minuten ſaß Paul, ohne zu antworten; er ſchien in Gedanken und Erinnerungen verſunken.

„Sprechen Sie, mein geiſtlicher Bruder!" fuhr der Prior fort. — „In den Papieren unſeres Ordens findet ſich Nichts über dies Haus aufgezeichnet, wenn auch viel in meinen geheimen Notizen. Woher alſo kennen Sie das Mädchen? — Sprechen Sie —

ich mache Sie dazu verbindlich bei den heiligen Ordensgelübden, welche Sie vor dem Altare in meine Hand abgelegt haben!"

„Ich kenne ſie ſeit ihrer Jugend!" — antwortete der Greis nicht ohne Bewegung; denn eine ſchönere Zeit als die Gegenwart mochte wieder aufleben in ſeinem alten Herzen — „ich habe ſie vor drei Jahren zum letzten Male geſehen, als ich ſie mit meinem Segen entließ aus den heiligen Hallen, wo ſie die Zeit ihrer erſten Jugend verlebte, wo ſie ihre Bildung empfing."

Mit Aufmerkſamkeit, welche immer mehr ſtieg, hörte ihm der Prior zu; freudig rieb er ſich die Hände und lächelte tückiſch vor ſich hin. „Nur weiter, mein Bruder! Ihre Tüchtigkeit in Ihrem Berufe, Ihr großer Nutzen für den Orden beweiſet ſich immer mehr, und ich werde gewiß ſeiner Zeit die gebührende Rückſicht darauf nehmen. Ihre Mittheilung iſt ſo intereſſant, daß ich Sie erſuchen muß, ſelbe recht ausführlich zu machen!"

Mit ſchwerem Herzen entrollte Bruder Paul abermals das Gemälde einer ſchönen Vergangenheit vor den Augen ſeines geiſtlichen Oberen, jener Zeit, wo er inmitten fröhlicher, harmloſer, kindlicher Mädchen gelebt als ihr Freund und Lehrer, ehe er dieſen Aufenthalt vertauſcht mit den finſtern Kloſtermauern. Er erzählte von ſeiner Schülerin, welche ihm bald vor Allen ein Liebling geworden; er ver-

folgte den Gang ihrer körperlichen und geistigen Entwickelung bis zu dem Augenblicke, wo sie, zur Jungfrau erblüht, ins väterliche Haus zurückgekehrt war. —

„Schön! vortrefflich!“ — rief der Prior; „diese Albertine, verlockt von den Freuden der Welt, gilt es zu retten, mein Bruder; und es ist Ihre doppelte, heilige Pflicht, dies zu bewerkstelligen. Sie ist Ihre Schülerin, und man würde einst dort schwere Rechenschaft von Ihnen fordern, wenn sie unterginge im Strudel des Lebens! — Sie soll sich vermählen mit einem jungen Mann, einem Feinde unseres Ordens, welcher die verderblichen Grundsätze der Neuerungen eingesogen, welcher nicht nur die Arme mit fortreißen wird in den Strudel der Welt, sondern auch ihr seine gottlosen Grundsätze einimpft. Sie muß mit ihm geistig zu Grunde gehen — ich sehe schon den Abgrund gähnen; — aber diese Seele muß gerettet werden. Nicht wahr, mein Bruder, Sie sind meiner Meinung?“ —

Schweigend nickte der Gefragte — er fühlte sein Herz beklommen — seine Phantasie zauberte ihm das Bild der reizenden Schülerin vor die Seele — er sollte jetzt mitwirken, ihr Erdenglück zu zertrümmern.

„Sie haben Einfluß auf das Mädchen!“ eiferte der Prior weiter — „Sie müssen ihn geltend machen. Weiß man im Hause um Ihren Eintritt in unsern Orden?“ —

Bruder Paul verneinte es.

„Gut! ſo ſchweigen Sie darüber! Ich dispenſire Sie auf einige Zeit von der Kloſtertracht; legen Sie Ihre Kleidung als Weltgeiſtlicher wieder an, wenn Sie unſer Ordenshaus verlaſſen. Der Zweck heiligt das Mittel, und es iſt nicht das Kleid, welches dem Herrn wohlgefällig, ſondern der Wille, ihm zu dienen; Sie beſuchen Ihre Schülerin unter dem Vorwande, ihr Glück zu wünſchen zur Verlobung mit dem Baron W. — Sie benutzen Ihren Einfluß, um ſie unſerm Orden geneigt zu machen — Sie bereden Albertinen, ihre Andacht in unſerer Kirche zu verrichten, nehmen ihre Beichte, und ſtimmen das ohnehin zur Schwärmerei geneigte Mädchen empfänglicher für unſere Abſichten und Zwecke. Ihr Kammermädchen muß aus dem Hauſe — ein Grund dafür iſt bald gefunden — und dieſe Stelle wird dann durch eine von unſern Kreaturen beſetzt. Schlagen Sie nach in den Liſten der uns ergebenen Perſonen, und legen Sie mir einen Auszug vor — ich werde ſelbſt darüber entſcheiden; — ſie muß von allen Seiten her warm gehalten werden!“

Ruhig hatte Bruder Paul den Redefluß des geiſtlichen Oberen vernommen, als er ſchüchtern den Einwurf wagte: „Wenn aber Albertine ihren Bräutigam wirklich liebt?!“ —

„Deſto beſſer! Liebende und Bräute ſind gewöhnlich Schwärmerinnen ex officio, und wir haben

gerade an der Leidenſchaft eine mächtige Verbündete gewonnen. Nichts ſtimmt mehr für Myſticismus, Religionsſchwärmerei und thörichte Opfer, als unglückliche oder getäuſchte, betrogene Liebe. Albertine muß ſich getäuſcht und betrogen finden — ihr Bräutigam muß ſie, wenn auch nur ſcheinbar, aufopfern; dann kommt die Religion als Tröſterin. — Mittel dazu werden uns nicht fehlen! — Laſſen Sie mich erſt den Plan wohl überdenken, reiflich erwägen, was zu thun ſei, und wir ſtehen am Ziele, ehe Sie es vermuthen, oder ich müßte die weibliche Natur ſchlecht kennen!“

„Und was haben wir gewonnen,“ ſeufzte Paul, „wenn wir das Lebensglück und die Zukunft eines jungen Weſens untergraben, welches vielleicht dazu beſtimmt iſt, in ſeiner Sphäre Glück und Freude zu empfangen und auszuſpenden? Es iſt meine Schülerin, deren Loos ich vertrete, Herr Prior; ich habe die erſten Lehren unſerer heiligen Religion in ihr junges Herz gepflanzt — ich habe Jahre lang ſie geleitet, wie ein Vater ſein Kind, und ſie auch ſo geliebt — vergeben Sie mir dieſe Einwendung, mein geiſtlicher Oberer! Was haben wir gewonnen, wenn Schmerz und Unglück ſie in unſere Arme führt — ſie zu dem übereilten Entſchluſſe bringt, ihr junges Leben in den Mauern unſeres Bußhauſes zu begraben? Wird nicht früher oder ſpäter Reue erwachen über den zu gewagten, vorſchnell gethanen Schritt

einer unbewachten Stunde? Dann aber wird es zu ſpät ſein, wenn keine Bitten, keine Wünſche, keine Thränen ſie mehr zurückführen in die Welt, in die Arme der Ihrigen, denen ſie leichtſinnig, getäuſcht, hintergangen entſagte! Ich bitte, ich flehe Sie an um Mitleid, um Schonung für die Arme!" —

Der Prior war aufgeſtanden, und hatte einige raſche Gänge durchs Zimmer gemacht; plötzlich blieb er ſtehen, Zornesröthe färbte ſeine Wangen, ſein Auge glänzte, wie das der giftgeſchwollenen Schlange vor dem Todesbiſſe.

„Was wir gewonnen? was ihr bleibt?" fragte der Ligourianer höhniſch, mit gedehnter, vor Wuth zitternder Stimme. „Obgleich es dem, welcher das Gelübde des unbedingten Gehorſams gegen ſeinen geiſtlichen Oberen abgelegt hat, gar nicht geziemt, ſolche Fragen zu ſtellen, will ich ſie Ihnen doch beantworten. Wir haben gewonnen, daß der geiſtlichen Braut Vermögen unſerem Kloſter anheimfällt, 200,000 Fl. zum Mindeſten, wenn auch der Vater den Narren ſpielen und ſeine Tochter auf den geſetzlichen Pflichttheil reduciren wollte. Sie aber mag ſich glücklich preiſen, früh vom ſtürmevollen Meere des Lebens in den Hafen der Ruhe eingelaufen zu ſein. Wer ſteht Ihnen denn dafür, daß ſie glücklich, daß die Ehe ein Paradies für ſie geworden wäre? — Erwacht auch Reue, erwacht auch der Trieb der Jugend und des Fleiſches wieder: erſtere mildern Thränen,

und letzteren tödtet Faſten und das Cilicium; oder — als Oberin hat ſie eine ehrenvolle Stellung, freieren Spielraum. Wir haben uns die Oberaufſicht und die geiſtliche Seelſorge im Bußhauſe vorbehalten; es giebt Dispenſen unter vier Augen — es giebt Dispenſen, welche zum Wohle der Kirche oder Einzelner, die ſich um jene beſonders verdient gemacht haben, Gelübde mildern oder zeitweiſe aufheben. — Dies, mein Bruder, ſagte Ihnen der Freund; aber Sie haben auch den Oberen beleidigt durch Ihre Zweifel, durch Ihre Fragen, und der muß beſtrafen. Sie werden drei Tage hindurch Ihre Zelle nicht verlaſſen, bei Waſſer und trocknem Brode faſten, ſich kaſteien und durch fromme Betrachtungen den Stachel im Fleiſche tödten, der Sie aufreizt zum Zaudern und zur Widerſetzlichkeit; dann aber werden Sie ungeſäumt an's Werk gehen und handeln nach meinen Plänen. Geben Sie keinem unzeitigen Mitleide mehr Raum, keinem Verſuche, auf eigene Fauſt handeln zu wollen — wir haben Keller und unterirdiſche Gewölbe, und führen unſere Todtenregiſter ſelbſt!" —

Ein Wink bedeutete dem Bruder Sekretär, zu gehen; dieſer zerdrückte eine Thräne, vielleicht die ſchmerzlichſte ſeines langen Lebens, zwiſchen ſeinen grauen Wimpern, verbeugte ſich mit gekreuzten Armen, und ging. Der Prior aber, ſchwelgend im Vorgefühle der Rache, ſeines nahen Triumphes, und

brütend über unheimlichen, finſteren Plänen, ging noch lange in ſeinem Zimmer auf und nieder, bis er mit ſich im Reinen war und ſein fröhliches εὕρηκα! rief. —

In ihrem Boudoir ſtand Albertine vor dem Ankleideſpiegel, und betrachtete ſich mit mädchenhaftem Wohlgefallen in dem geſchliffenen Glaſe beim Scheine der Wachskerzen, welche auf den großen ſilbernen Armleuchtern brannten. Der Abend war ſchon längſt hereingebrochen über der Wahl der verſchiedenen Putzartikel und dem wichtigen Geſchäfte der Toilette; die ſchweren ſeidenen Gardinen waren herabgelaſſen, daß kein profanes Auge die Myſterien der Venus belauſche, wie einſt Aktäon die badende Diana — nun aber war das große Werk vollendet, das Kammermädchen entlaſſen worden, und die Geſchmückte erwartete den Vater. Er ſollte ſie zur Geſellſchaft abrufen, um an ſeinem Arme heute, die Letzte, den Saal zu betreten, wo ſie ſonſt Freunde und Bekannte empfangen, als reizende Dame vom Hauſe. Es war ihr Verlobungsfeſt — heute ſollte ſie als glückliche Braut eines geliebten und geachteten Mannes den Freunden und Beſuchern ihres väterlichen Hauſes vorgeſtellt werden. —

Frauen iſt eine größere Putzliebe, eine beſondere Vorſorge für ihre Toilette leicht zu verzeihen. Denn wenn leider in unſerer konventionellen Welt der

Menſch zumeiſt nach ſeinem äußeren Erſcheinen beurtheilt wird, und Mancher ſeinem Schneider mehr zu danken hatte, als ſeinem Erzieher oder ſeinen Kenntniſſen, ſo iſt dies beim Weibe doppelt der Fall, da unmittelbar der erſte Eindruck ſie ſiegen läßt, und es körperliche Schönheit, Anmuth und Liebreiz ſind, welche die Thore der Männerherzen öffnen. Wir geben uns leider oft nicht einmal die Mühe, weibliche Edelſteine zu prüfen, wenn wir ſie ungeſchliffen oder in ſchlechter Faſſung finden, während wir uns andererſeits nur zu leicht von böhmiſchen Steinen in koſtbaren Etuis und moderner Façon die Augen blenden laſſen. Die Menſchennatur iſt einmal ſo, und wenn auch Tauſende wiſſen, wie ſie handeln ſollen, ſo dürfte es unter ihnen kaum Zehn geben, welche nach ihrer Erkenntniß oder Einſicht handeln. Der Augenblick iſt nicht allein, wie Schiller ſagt, der Gott der Glücklichen, ſondern im Allgemeinen der Gott der Sterblichen.

Ein Kleid von ſchwerem weißen Atlas, mit ächten Brüſſeler Kanten beſetzt, umſchloß die zarten, üppigen, elaſtiſchen Formen und fiel, in einer kleinen Schleppe endend, in maleriſchen Falten hinab, das niedliche Füßchen faſt verhüllend. Feine weiße Glacéhandſchuhe, Jaquemars beſte Erzeugniſſe, am oberen Rande mit Spitzen eingefaßt und von einer Goldſchnur durchzogen, an deren Enden kleine Quaſten hingen, bedeckten die Hände und den Oberarm, koſt-

bare Bracelets, reich beſetzt mit edlen Steinen, zierten die Handgelenke — ein Kollier von funkelnden Brillanten legte ſich um den ſchöngeformten Hals und ſpielte in tauſend Regenbogenfarben und blitzenden Lichtern auf dem vollen Nacken und auf dem ſich in Sehnſucht und Liebesglück hebenden Buſen — ſchwere Ohrgehänge aus edlen Steinen, kleine Blumen und Roſetten bildend, hingen in den niedlich geformten Ohren. Aber ein Blick auf das zarte, liebliche Geſicht des glücklichen Mädchens ließ all die Herrlichkeiten vergeſſen, womit Kunſt, Geſchmack und Reichthum huldigend das Meiſterſtück der Natur geſchmückt hatten.

Die Wangen glühten von jungfräulicher Schaam, froher Liebe und bräutlicher Sehnſucht, wie zwei dunkle Roſen in einem Lilienbeete, auf dem weißen Sammt ihrer Wangen; wie zwei dunkle Linien zogen ſich die ſchmalen Brauen unter der hohen Stirne, auf welcher Seelenreinheit, mit Geiſt gepaart, thronte. Eine griechiſche Naſe gab dem Geſichte einen kühnen Ausdruck, in den Grübchen der Wangen thronte die Grazie und das Wohlwollen; hinter den weichen, wie Roſenknoſpen ſchwellenden Lippen blitzten die Zähne, wie zwei Perlenreihen. Aber den höchſten Reiz, den vollſten Ausdruck gab dem ſchönen Geſichte das klare, dunkelblaue Augenpaar, von langen dunklen Wimpern beſchattet. Wie zwei mild leuchtende Sterne glänzten ſie mit jenem feuchten Schimmer,

der die Blicke des Glücklichen belebt; wie durch ein feingeſchliffenes Kriſtallglas, hätte man hinabſehen können tief in ihre Seele — rein und ruhig, wie der Meeresſpiegel, auf deſſen Grunde eine heilige Stadt verſunken liegt. Ihr üppiges braunes Haar war, in einfache Zöpfe geflochten, am Hinterhaupte aufgewunden, indeß die Scheitelhaare, leicht geringelt in Locken, herabfielen und ſich ſeidenweich an die glühenden Wangen legten. Ein Kranz von weißen Kamelien ſchmückte das jungfräuliche Haupt. —

Albertine ſelbſt betrachtete ſich nicht ohne jenes Wohlgefallen, welches Mädchen ſo hübſch kleidet, wenn es nicht in Koketterie oder Gefallſucht ausartet, denn der Trieb zu gefallen iſt ja tief gepflanzt in jedes Menſchen Bruſt, und vor Allen in den Buſen des Weibes. Ihr Loos, ihre Zukunft, ihr Schickſal hängt faſt zumeiſt davon ab, welchen Eindruck ſie machen. Dem Manne ſteht es frei, zu werben um den höchſten Preis im Leben, wie in der Liebe; das Weib kann nichts, als dem Liebling ihrer Seele — gefallen wollen. Manches Mädchen, manches Weib, die als kokett oder gefallſüchtig verſchrien ſind, verdienen eher unſer Mitleiden, als unſere Vorwürfe. Ihre Beſtrebungen, was ſind ſie Anderes, als die Verſuche, dem Manne zu gefallen, ihn zu feſſeln, oder doch wenigſtens deſſen Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, den ſie liebt; darf ſie ja doch nicht mit Worten geſtehen: Du bis es, der

meine Seele füllt, und nur Dir allein will ich mich ergeben für ewig — eine weiße Sklavin ihrem Herrn! — dies Recht gebührt nur dem Manne. —

Albertine hatte den Fächer von der Toilette genommen, ein Geschenk, das ihr Arthur aus Paris mitgebracht hatte, und warf sich in eine Ecke der Ottomane. Liebliche Bilder gaukelte die Phantasie ihr vor, Bilder künftigen Glückes und schöne Träume stiegen in ihrer Brust auf, wie am blauen Himmel die Rosenwolken des Morgens, eine aufgehende Sonne verkündigend und einen heiteren Frühlingstag. So wirft des Teiches klarer Spiegel oft Blasen auf, die im Sonnenstrahle in hundert Farben spielen. —

Das Kammermädchen trat ein — Albertine schrak aus ihrem Hinbrüten auf — sie hatte Arthur oder ihren Vater erwartet. Elise meldete einen Geistlichen, welcher sie zu sprechen wünsche.

„Mich?" fragte das blühende, lebensfrohe Mädchen verwundert, „vielleicht ist es ein Irrthum, und er will zum Papa!"

„Nein, Fräulein!" antwortete die Zofe, „er nannte ausdrücklich Ihren Namen und verlangte mit Ihnen zu sprechen. Er gab mir diese Karte."

Albertine nahm die kleine, zierlich gestochene Visitenkarte, trat zum Lichte und las: Abbé François Salut-Creux. —

Es galt einen Moment der Erinnerung, dann rief sie freudig überrascht: „Ah, der Abbé, mein

guter, alter Lehrer hier in Wien? Eliſe, führe ihn herein — er iſt willkommen!“ —

Bruder Paul trat in dem beſcheidenen, aber bürgerlichen Gewande eines Weltprieſters ein; Albertine eilte ihrem Lehrer demüthig entgegen und küßte mit kindlicher Ehrfurcht ſeine welke Hand, indeß er ſegnend das Zeichen des Kreuzes über ſie machte. — Sorgſam führte ſie den Greis zur Ottomane und erſuchte ihn, Platz zu nehmen — in freudiger Aufregung plauderte ſie von den vergangenen Tagen und ihren unſchuldigen, harmloſen Freuden, fragte um Freundinnen und Geſpielinnen, welche noch im Penſionate geblieben, als ſie ſchon ins Vaterhaus zurückgekehrt und in die Welt getreten war. — Mit Wehmuth betrachtete der Prieſter das blühende, geſchmückte Mädchen, vor dem das Leben, die Zukunft ausgebreitet lag wie ein Maitag, heiter und unbewölkt; Albertine erſchien ihm in dem Momente wie ein mit Blumen bekränztes Opfer, das nicht ahnet, zu welchem Zwecke es geſchmückt worden.

„Sonſt,“ begann Bruder Paul, nachdem er eine lange Pauſe benutzt hatte, ſeiner Gefühle Meiſter zu werden und ſeine Gedanken zu ſammeln, „that Albertine keinen Schritt, ohne ihren Lehrer um Rath zu fragen, jetzt thut ſie den wichtigſten ihres Lebens, ohne auch nur durch eine Zeile ihn davon in Kenntniß zu ſetzen! Sie ſind früh mündig geworden,“ ſetzte er, anſcheinend gekränkt, hinzu, „und ſo be-

läſtiget Sie vielleicht auch meine Gegenwart an dieſem frohen Tage?!“ —

Albertine ſchwieg einige Augenblicke betroffen, dann entgegnete ſie raſch und in edlem Eifer erglühend: „Mein Vater! warum mir dieſen Vorwurf, da ich nie aufgehört, Sie kindlich zu verehren und mich Ihrer in Liebe und Dankbarkeit zu erinnern? Wußte ich denn, ob Sie Ihres Zöglings Zukunft intereſſiren würde? ja wußte ich ſelbſt um Ihren Aufenthalt? Sie haben ja Ihre Stelle im Penſionate aufgegeben.“ —

„Ich lebe hier in Wien, mein gutes Kind, und werde nie aufhören, der väterliche Freund meiner Schülerin, ihr Rathgeber zu bleiben, wenn ſie offen iſt und mir vertrauen will, wie ſonſt!“

„Herzlich gern, mein Vater! obgleich mein Leben bisher an Ereigniſſen oder Lagen arm war, welche Rath und Hilfe nothwendig gemacht hätten!“

„Rechnen Sie den wichtigen Schritt für Nichts, den Sie eben zu thun im Begriffe ſtehen?“ —

„Ich habe die Einwilligung meines Vaters, und mein eigenes Herz zieht mich hin zu dem edlen Manne, welchen ich bald meinen Verlobten nennen werde.“

„Sie lieben ihn, Albertine? Haben Sie ihn geprüft, dem Sie Ihre Zukunft opfern, Ihr Lebensglück anvertrauen wollen?“

Albertine ſchwieg einige Augenblicke, dann ent-

gegnete ſie raſch und feurig: „Ich habe mein Herz geprüft, mein Vater, und fühle nur zu tief, daß ich ihn liebe, daß ich ihn lieben werde bis ans Ende meiner Tage. Es war nicht der Rauſch einer Minute, nicht die Gewalt der Ueberredung, das koſende Werben eines liebenden Jünglings, was mich zu dem Manne hinzog, der mich beſitzen ſoll. Ich liebte ihn, ehe ich noch die Ueberzeugung hatte, ihm nicht gleichgiltig zu ſein; mein Herz hing an ihm mit allen ſeinen Faſern, ehe es noch der Gegenliebe gewürdigt ward. Sein Erſcheinen, der erſte Blick, das erſte Wort hatten mein Herz getroffen, wie der Blitzſtrahl die Eiche; ich muß ſein Weib werden, oder untergehen in hoffnungsloſem Grame!“ —

Bruder Paul betrachtete Albertinen mit einem Blicke, in welchem ſich Wehmuth und Freude miſchten. Er fühlte, daß des Mädchens Leidenſchaft eben ſo ſehr dem Zwecke des Ordens günſtig werden mußte bei dem ſchlauen Plane des Priors, als ſie das Glück zweier Weſen vollenden konnte, welche die Natur für einander geſchaffen hatte. Aber es blieb ihm keine Wahl, er fand kein Mittel, ſie zu retten; zu gut kannte er ſeinen Oberen und ſeine eigene Gefahr. Schritt für Schritt mußte er thun auf der ihm vorgezeichneten Bahn; er haftete für Albertinens Sinnesänderung mit ſeinem Leben.

„Sie haben den erſten Theil meiner Frage beantwortet,“ fuhr er fort, indem er ihre Hand faßte,

„aber Sie ſchulden mir die Beantwortung des zweiten. Iſt der Mann, dem Albertine ihr Herz, ihre Liebe geſchenkt hat, auch derſelben würdig? Haben Sie ihn geprüft?“

„Die Welt ſpricht mit Achtung von Baron W., mein Lehrer!“ ſagte Albertine mit ſtolzer, freudiger Zuverſicht. „Wie vermöchte ich, das unerfahrene Mädchen, den Maßſtab der Prüfung an den Mann zu legen, der an Kenntniſſen wie an Lebenserfahrungen ſo hoch über mir ſteht?!“

„Die Welt, mein Kind, iſt beſtechlich, wie der Einzelne, und der Kluge hört nicht auf die Stimme des großen Haufens!“ fuhr der Ligourianer mit Salbung fort. „Der Mann, den die Welt preiſet, weil ihm Geburt oder Vermögen einen höheren Rang in der bürgerlichen Welt anweiſen, ſteht gar oft tief unter dem Armen, deſſen Fehler man ſchonungslos aufdeckt und verdammt. Laſter, welche ſonſt die öffentliche Verachtung auf ſich zögen, benennt man bei ſolchen Gelegenheiten mit dem Ausdrucke Galanterien; Fehler, welche niedrig Geborne verabſcheuungswürdig machen, entſchuldigt man bei ſolchen Bevorrechteten, Höhergebornen mit hundert Modenamen. Kennen Sie Baron W. genauer? haben Sie Erkundigungen eingezogen über ihn und ſein früheres Leben?“

Betroffen ſchwieg das Mädchen; Bruder Paul fuhr fort:

„Sie verſtummen, mein Kind! aber mich drängt es, zu ſprechen, auch auf die Gefahr hin, Sie zu erzürnen. Mir, dem Greis, dem Lehrer Ihrer Jugend, können Sie zugute halten, was nur aus einem für Sie beſorgten Herzen fließt. — Sie ſind jung und ſchön, aber Sie ſind auch reich. Der Baron war Soldat; er ſoll ein lockeres Leben geführt haben — bedeutende Schulden laſten auf ſeinen Gütern; ſind Sie ſo gewiß, blos um Ihrer ſelbſt willen geliebt zu werden?“ —

Albertine wagte keine Antwort. Wie ſcharfe Meſſer ſchnitten die Worte des Ligourianers in ihr Herz, und eine Thräne ſtieg ihr ins Auge, vor wenigen Minuten noch heiter, wie ein unbewölkter Frühlingshimmel. Krampfhaft ſchnürte es ihr die Bruſt zuſammen, ſie wollte ſprechen, aber ſie konnte es nicht; ſie wollte den Geliebten vertheidigen, aber ihr fehlten Worte. Bruder Paul hatte ſie an dem wundeſten Flecke eines Frauenherzens getroffen — der Eitelkeit.

„Ich will ihm nichts Böſes nachreden, meine Schülerin,“ ſagte der Geiſtliche nach einer Pauſe, „Sie nicht kränken, ihn nicht verdammen. Die Welt nennt ja ſolch eine Handlungsweiſe klug und löbliche Politik. Geld iſt die Looſung junger, verſchuldeter Adeliger, und ſie münzen Liebe daraus für reiche Mädchen unter ihrem Range. Solche Parthien eingehen nennen ſie: ſich rangiren — ſie bekümmert

nicht das liebende weibliche Herz, das ſich ihnen hingiebt. Freilich ſchätzt man ſich glücklich, wenn Schönheit und Jugend das reiche Mitgift ins Haus bringen, aber welches eheliche Glück, welche Zukunft kann eine Frau ſich dort verſprechen, wo ſo unreine Motive ein Band geknüpft haben, das nur der Tod löſt?“ —

„Nein! nein!“ rief Albertine, mühſam einen lauten Ausbruch des Weinens bekämpfend, „Arthur kann nicht ſo kaltegoiſtiſch, ſo niedrig denken! Geſtehen Sie, mein väterlicher Freund, Sie ſprechen nur im Allgemeinen, ohne Beziehung ſo — nicht wahr?“ —

Der Ligourianer hielt einen Augenblick inne, um ihr Zeit zu gönnen, ſich zu faſſen.

„Ich muß Ihnen geſtehen, mein liebes, theures Kind, mein Erſcheinen vor Ihnen an dem heutigen Tage, dem Tage Ihrer Verlobung, iſt kein zufälliges — es war ein beſchloſſenes. Ich hielt es für meine Pflicht, Sie zu beſuchen, deren Jugend ich geleitet, deren Herz ich gebildet habe. Das Gerücht von Ihrer Verlobung durchflog die Stadt, und ich zog Erkundigungen ein, forſchte, prüfte, fragte unverdroſſen, unermüdet. Es galt das Wohl meiner geliebten Schülerin. Ich habe Ihnen die Wahrheit geſagt — noch mehr — Baron W. wirbt um Sie, aber ſein Herz iſt nicht mehr frei. Er hatte ein älteres Verhältniß mit einer jungen, ſchönen,

adeligen Wittwe — Ihr Heirathsgut gab den Ausſchlag, denn Jene iſt arm!“ —

Ein Schrei rang ſich aus der beängſtigten Bruſt des Mädchens, dem eine Thränenfluth folgte. Paul fuhr fort:

„Was ich Ihnen hier mittheile, habe ich erfahren aus ſicheren Quellen, von Männern, welche den Baron genau kennen. Noch fehlen mir die Beweiſe, und bis ich Ihnen dieſe beibringe, verpflichte ich Sie zu dem heiligſten Stillſchweigen!“

„Nein! nein!“ rief Albertine mit überſtrömenden Augen, „ich kann nicht! es ſprengt mir die Bruſt! Aufgeopfert, hintergangen — nicht geliebt, blos um des elenden Geldes willen zum Altar geführt! Ich kann es kaum glauben, aber dennoch, mein Vater — Sie können Recht haben — es iſt möglich — es iſt wahrſcheinlich! Und doch, wenn ich an ſeine Worte denke, an all die Beweiſe ſeiner Liebe, ſeiner Zärtlichkeit: ich kann, ich will nicht ſchweigen! Jetzt iſt es noch Zeit! Ich will hintreten vor ihn — er ſoll ſich reinigen von dieſer Beſchuldigung. Iſt er falſch, hinterliſtig — ich will, ich kann es nicht ſein!“ —

Der Ligourianer überſah mit einem Blicke das Gefährliche ſeiner Lage, er fühlte, daß er im Eifer zu weit gegangen war. Aber ſchnell gefaßt, hatte er bald das Mittel gefunden, ſich aus der Verlegenheit zu ziehen; denn wann fehlte es einem Pfaffen

je an ſolchen, und müßte er auch das Heiligſte herabwürdigen zum Spielzeug! Er ſtand raſch auf, Zorn blitzte aus ſeinen Augen, und ſeine Stimme, welche bisher geheimnißvoll geliſpelt hatte, wurde feſter und lauter.

„Wohl, Fräulein" — ſagte er ernſt und kalt — „mißbrauchen Sie mein Vertrauen! Reden Sie vor der Zeit und rennen Sie muthwillig in Ihr eigenes Verderben. Es wird ihm nicht an Ausflüchten und Entſchuldigungen, ſowie an erneuerten Betheuerungen fehlen — er wird mich, Ihren Lehrer und väterlichen Freund, als Lügner an den Pranger ſtellen! Aber bedenken Sie, wenn Ihr Herz ſich im Gewühle der großen Welt noch nicht ganz den Lehren unſerer heiligen Religion entfremdet hat, welche ich ſelbſt einſt in Ihr junges Herz pflanzte, was es heißt, einen Diener des Herrn zu verunglimpfen. Ich trage Ihnen hiermit Stillſchweigen auf, Kraft meines heiligen Amtes, bis ich Sie deſſen ſelbſt entbinde; oder ich ſchließe Sie aus von der Gemeinſchaft der Chriſten, und erkläre im Voraus jedes Sakrament, an Ihnen vollzogen, jede Abſolution, Ihnen ertheilt, für ungiltig! Haben Sie ſchon gelernt, das Heiligſte zu mißachten, zu verſpotten, oder lebt noch die alte Ehrfurcht für Religion und ihre Diener in Ihrer Bruſt?!" —

Albertine ſaß da, mit Thränen in den Augen — eine Bildſäule des Schmerzes, und rang die zarten

Hände. Religion, früh in weibliche Herzen gepflanzt, übt auch spät noch einen unwiderstehlichen, nie zu brechenden Zauber auf dieselben; vor Allem die katholische, welche, mehr auf Formen und Zeremonien beruhend, die Phantasie mächtig anreizt. Albertine, im Kloster erzogen, gewöhnt an die Mysterien der Kirche, an einen unbedingten Gehorsam, an eine unbegrenzte und blinde Verehrung der Diener der Kirche — wagte keinen Widerstand.

„Wollen Sie sich meiner Leitung, meiner Obhut anvertrauen, Albertine?“ fuhr der Ligourianer mit milderer Stimme fort, „wollen Sie schweigen?“ —

Stumm nickte das Mädchen. —

„Wohlan, so fügen Sie sich jetzt in das Unvermeidliche. Noch ein Mal, Kraft meines Priesteramtes befehle ich Ihnen Stillschweigen und Gehorsam! Keine Thorheit, keine Uebereilung! Fassen Sie sich! Trocknen Sie die Thränen, und suchen Sie beim Feste heiter zu scheinen! Feiern Sie Ihre Verlobung — dieser Akt bindet Sie ja nicht unwiderruflich, und noch an den Stufen des Altars bleibt Ihnen die Wahl zwischen Ja und Nein auf die Frage des Priesters. Ich will für Sie unterdessen denken und handeln. — Wir müssen uns wiedersehen; aber mein öfteres Erscheinen hier im Hause könnte Verdacht, Argwohn erregen. — Wir müssen uns außer dem Hause sehen! Besuchen Sie zuweilen die Kirche, und welche?“

„Täglich, mein Vater!“ antwortete Albertine mit faſt tonloſer Stimme — „bei den Patres Dominikaner.“

„Mich freut es,“ entgegnete der Ligourianer, „daß ſie Ihren religiöſen Sinn bewahrt haben, mitten unter den Gefahren der großen Welt. Ich lebe hier ſtill und zurückgezogen, aber die frommen Väter vom Orden des Erlöſers haben mir geſtattet, täglich in ihrer Kirche das Meßopfer zu verrichten, auch haben ſie mir freundlich und gefällig erlaubt, meinen Beichtkindern dort Rath und Troſt ſpenden zu dürfen. Ich mache es Ihnen zur Pflicht, von nun an meine Meſſe täglich zu beſuchen; auch erwarte ich, mein Kind, Ihre aufrichtige Beichte, um Ihnen geiſtlichen Rath und Troſt ſpenden zu können!“ —

„Bei den Ligourianern?“ fragte Albertine betroffen; denn ſie hatte zu oft von ihrem Vater von dem finſtern, heuchleriſchen Treiben dieſer Miſſionäre der Nacht gehört, um ſich nicht vor ihnen zu entſetzen. — „Mein Vater wird es mir nicht geſtatten!“ wagte ſie ſchüchtern einzuwenden.

„Die Sünden des Vaters ſollen abgebüßt werden von den Kindern!“ ſprach Bruder Paul mit Salbung. „Die frommen Werke der Andacht ſind Gott wohlgefällig, ob wir ſie im Tempel zu Jeruſalem verrichten, oder auf dem Berge Garizim. Er wird Ihre Schritte nicht überwachen, mein frommes Beicht-

kind; Liſt aber und ſelbſt Nothlügen in frommen Abſichten und zu heiligen Zwecken ſind erlaubt. Ich erwarte Sie!“ —

Er reichte Albertinen die Rechte zum Kuſſe hin, indem er ihr die Linke wie ſegnend aufs Haupt legte.

„Selig ſind die, welche, ohne zu forſchen und zu fragen, gehorchen den Dienern des Herrn! Dunkel ſind ſeine Wege, unerforſchlich ſeine Rathſchlüſſe und ſchwer ſeine Prüfungen. Aber er führt uns zur Klarheit und Wahrheit!“ — Er wandte ſich und ging.

Stumm und in Schmerz verſunken ſaß Albertine. Ihr Gehirn brannte, ihre Pulſe jagten fieberiſch und ihr Herz klopfte ungeſtüm. Der Ligourianer hatte die giftige Schlange Zweifel in ihre Bruſt geworfen, deren Biſſe ihr Innerſtes zerriſſen. Liebe und Reue, Glaube und Mißtrauen ſtritten furchtbar um die Herrſchaft in ihrer Seele. Vergebens beſchwor ſie Bilder ſchönerer, hoffnungsgrüner Tage herauf und ſuchte ſich mit ihnen zu tröſten — wie ein höhnendes Geſpenſt trat jene Anklage des hinterliſtigen, heuchleriſchen Prieſters zwiſchen ſie und das Bild des Geliebten. Sie wußte ſich keinen Troſt, keinen Rath:

„Denn Krieg iſt ewig zwiſchen Liſt und Argwohn,
Nur zwiſchen Glauben und Vertraun iſt Friede.“ —

Sie hörte das Rollen der Equipagen, welche die

Geladenen zum Feſte brachten, und riß ſich gewaltſam los aus ihren Träumen — von ihrem Schmerze. Sie wollte dem Falſchen den Triumph nicht gönnen, ihren Gram zu ſehen und ihre Verzweiflung — ſie wollte kalt und ruhig erſcheinen, und ſollte auch ihr Herz darüber brechen.

Das weibliche Geſchlecht, wenn auch in der Regel das ſchwache genannt, beſitzt in gewiſſen Fällen eine ſeltene moraliſche Kraft. Von der Natur zu ſo manchen Körper- und Seelenleiden beſtimmt, welche der Mann nicht kennt, oder die an ihm blos vorübergehen, ohne ihn tiefer zu berühren, fügt es ſich leichter ins Unvermeidliche und beherrſcht das Aeußere beſſer, als der Mann. Weiber ſind zum Dulden geboren und ſterben mit lächelnder Lippe am gebrochenen Herzen. Wir haben ſo viele Beiſpiele auch in neueſter Zeit, wo zwei unglücklich Liebende den gemeinſamen Tod beſchloſſen. Ruhig und entſchloſſen leerte das Weib den Becher mit Gift, und ſtarb, ihre Liebe und ihr Wort im Tode durch die That beſiegelnd, indeß der Mann zweifelnd in die Mündung der Piſtole ſtierte und zu ſterben — vergaß! — —

Albertine vernahm die Stimme ihres Vaters im Vorgemache. Schnell drückte ſie noch ein Mal das Batiſttuch vor die Augen, die letzte Spur der Thränen von dort wegzutilgen. Der Hofrath trat ein und küßte die Tochter auf die Stirne. Er ſah, daß

ſie geweint, aber er ſchrieb dieſe Thränen anderen Urſachen zu.

Welches Mädchen weint nicht an ihrem Verlobungs- oder Brauttage, wenn es auch mit dem Geliebten ſeiner Seele vor den Altar tritt, wenn auch jahrelange ſehnſüchtige Wünſche an dieſem Tage erfüllt werden?! —

Er bot ihr den Arm und führte ſie zur Geſellſchaft. —

Wochen waren vergangen ſeit dem erſten Beſuche des Ligourianers bei Albertinen, und nur zu gut hatte er Zeit und Anſehen zu nutzen gewußt, das Lebensglück des Mädchens furchtbar zu untergraben, ihre Ruhe zu vergiften, ihr Herz zu zerfleiſchen. Täglich mußte das Mädchen die Redemptoriſtenkirche beſuchen — täglich ſtundenlang im Beichtſtuhle knien und ſeine geheimſten Gedanken dem Prieſter mittheilen, welcher dieſelben ſodann zu ſeinem Zwecke benutzte. Fanatiſche Erbauungsbücher voll Myſtizismus und religiöſer Schwärmerei, die Reden des Prieſters, die auferlegten Bußübungen hatten die Arme körperlich und geiſtig geſchwächt und ihre Phantaſie mit religiöſen Bildern erfüllt — ihr Hang zur Schwärmerei nahm eine gefährliche Richtung.

Unglückliche, beſonders unglücklich Liebende werden nicht ſelten von einem Welt- und Menſchenhaß

befallen, welcher gewiß die erſten Anachoreten ſchuf und die erſten Klöſter gründete.

Pater Paul ſah mit Vergnügen den Erfolg ſeiner Bemühungen — er begann nunmehr ſelbſt an ſeinem Bekehrungswerke Gefallen zu gewinnen, und glaubte in Albertinens religiöſer Schwärmerei, in ihrer Gleichgiltigkeit gegen die Welt und ihre Freuden, einen wahren Beruf zum Kloſterleben zu entdecken. Auf des Prieſters Geheiß hatte Albertine ihr Kammermädchen entlaſſen und an deren Stelle eine Kreatur der Ligourianer genommen. Halbe Tage, oft auch Nächte las dieſe ihrer jungen Gebieterin Religionsbücher vor, erzählte ihr vom Kloſterleben und deſſen ſtillen Freuden, von dem Erdenwallen frommer, heiliger Frauen. —

Albertinens Gram wurde ſtiller, aber deſto heftiger, je weniger ſie denſelben zeigen durfte; leicht gelang es dem Pfaffen, ihr ſowohl die Neigung für ihren Bräutigam als ſündlich, wie auch eine nähere Verbindung mit ihm als Gott mißfällig vorzuſtellen, der die gegenwärtige Kränkung und Demüthigung als Strafe über ſie verhängt habe, um ſie wieder auf den rechten Weg zu bringen. Er unterließ nicht, ſtets wieder auf das einmal berührte Thema eines frommen, beſchaulichen Lebens zurück zu kommen und ihr das Glück, als Braut Chriſti dem Gebete und frommen Werken, zurückgezogen in ein Kloſter, zu leben, als höchſtes Erdenglück vorzuſtellen. — Alber-

ſicht hören, wenn Ihnen anders die Meinung eines alten, welterfahrenen Mannes etwas gilt. Ihr Beichtiger, mein Jugendfreund, hat mir längſt Ihre Geſchichte vorgelegt und, beſeelt von geiſtlicher Liebe und Freundſchaft für Sie, um Rath gebeten in dieſer zweifelhaften, ich leugne es nicht, für Sie unglücklichen Lage der Dinge. Ich habe das Möglichſte gethan, Ihnen und mir Ueberzeugung, wo möglich Beruhigung zu verſchaffen, denn die Kirche will weder Jemanden ungerecht verdammen, noch gezwungene Opfer. Ich habe die Papiere über des Barons Vermögensumſtände in Händen, ſie liegen zu Ihrer Einſicht bereit. Was ſein Verhältniß zu einer dritten Perſon betrifft, ſo iſt dies leider eben ſo wahr, wie Alles, was Ihnen mein geiſtlicher Bruder über Ihren Bräutigam bereits mitgetheilt hat. Die Gelegenheit, ſich davon zu überzeugen, ſteht Ihnen zu Gebote; vertrauen Sie ſich der Führung Ihres frommen Beichtvaters an, und Sie können morgen Abend mit eigenen Augen ſehen, wen Ihr Brautigam beſucht!"

Albertine, obgleich ſchon längſt vorbereitet, längſt gefaßt auf den Schlag, der alle ihre Lebenshoffnungen, all' ihr Lebensglück zerſtören ſollte — war dennoch betroffen von der feſten, zuverſichtlichen Sprache des Priors.

„Wollen Sie ſich überzeugen?" fragte dieſer noch ein Mal.

„Ich will es, hochwürdiger Herr!“ antwortete Albertine nach kurzem Bedenken mit heftigem Seelenkampfe. „Ich kann dieſe Angſt, dieſe Unruhe, dieſe Zweifel nicht länger ertragen — ich muß Gewißheit haben, und wäre dieſe auch die ſchrecklichſte.“ —

„Sie ſind uns verpflichtet,“ ſagte der Prior der Ligourianer feierlich, „wenn wir Sie überzeugen, wenn wir nicht nur Ihr Seelenheil retten, ſondern auch Ihr leibliches, welches durch die einzugehende Verbindung gleichfalls gefährdet würde. Die Kirche hat dann ebenſo gerechte als vollgiltige Anſprüche auf Ihre Dankbarkeit, und wenn Sie auch nicht als eine ſtrenge Mutter die Erfüllung derſelben fordert, ſo erwartet ſie doch dieſelbe von einem guten und dankbaren Kinde. Wollen Sie ſich dann für immer in die Arme dieſer liebenden Mutter werfen? wollen Sie Ihr Leben der Kirche weihen, Ihrem geiſtlichen Intereſſe das weltliche opfern?“ —

„Ich will es!“ ſeufzte Albertine mit gepreßtem Herzen. „In den ſtillen Mauern des Kloſters will ich durch Gebet und den Hinblick auf ein Jenſeits, wo kein Falſch mehr iſt und keine Tücke, keine Täuſchung, den Schmerz tödten, welcher mich verzehrt und mich bald hinüberſenden wird in ein ſchöneres Leben!“

„Nun denn, mein Kind, ſo ſchwören Sie uns

hier bei dem Bilde des Gekreuzigten," nahm Bruder Paul das Wort, indem er auf den in Lebensgröße aus Holz geſchnitzten Chriſtus wies, welcher an der Wand des Gemaches als deſſen einzige Verzierung hing, „daß Sie Ihr Wort unverbrüchlich halten, noch mehr aber, daß Sie Ihrem Beleidiger vergeben wollen!" —

„Ich ſchwöre es bei dem Erlöſer und meinem ewigen Seelenheile! Ich werde Arthur von ganzem Herzen vergeben, denn ich liebe ihn — mein Herz ſehnt ſich nach Frieden und Ruhe — Haß und Rache ſind ihm fremd!"

„Mißverſtehen Sie uns nicht," ſagte der Prior, „übereilen Sie ſich nicht. Wenn wir vom Vergeben ſprachen, ſo verſtanden wir darunter ein förmliches Stillſchweigen ſowohl gegen Ihren bisherigen Bräutigam, wie gegen Jedermann über die ganze Angelegenheit, ſelbſt gegen Ihren Herrn Vater. Die Welt liegt ſo im Argen, daß man ohnehin nur zu geneigt iſt, ſtets das Aergſte zu denken, und jedem gottgefälligen Werke unlautere Motive zu unterlegen. Das Nämliche ſteht umſomehr zu befürchten, wenn die Gründe Ihres Uebertrittes aus dem Weltleben in den Schooß der Kirche öffentlich bekannt würden. Sie haben ſich durch Ihren Eid zu einem ewigen Stillſchweigen über Ihre gemachten Erfahrungen ſowohl, als über die Mittel und Wege verpflichtet, welche wir Ihnen an die Hand gaben.

Die Gründe Ihres Eintrittes in unser Kloster bleiben Geheimniß — Sie schützen inneren Trieb und Beruf zum stillen, beschaulichen Leben vor!" —

Lange noch sprachen die Ligourianer dem armen Opfer persönlichen Hasses und pfäffischen Eigennutzes zu, bis sie am Ziele ihrer Pläne standen — eines Zuges bedurfte es noch, und das Netz schlug über dem Haupte der Unglücklichen zusammen.

Die Wintersaison hatte bereits begonnen. Der Adel war von Reisen, den Gütern oder aus den Bädern in die Residenz zurückgekehrt; die Bemittelten hatten ihre Landhäuser und Sommerwohnungen verlassen; die Paläste der Großen, so lange verödet und unbesucht, waren wieder der Sammelplatz der Hautevolée geworden. Unter ihren Thoren standen wieder die Portiers in Galla, die Logen der Theater füllten sich, und in den stets lebhaften Gassen und Straßen war das Gedränge und Menschengewühl stärker geworden.

Der Herbst war dieses Jahr anhaltend schön, als sollte er für den schlechten Frühling und Sommer entschädigen. Man benutzte ihn, so lange es ging, und der Prater war in den Mittagsstunden eben so besucht von eleganten Equipagen und Reitern, als zu Anfang der Frühlingssaison. Wagen an Wagen rollten über die Ferdinandsbrücke, hinab durch die

lange Jägerzeile, dem Prater zu, viele bogen am Anfange der Allee in den Hof der dort erbauten Schmiede ein, wo Reitknechte und Jockeys mit den Pferden auf ihre Herren warteten.

Von dort aus ging es dann im Trab und Galopp die Reitallee hinab bis zum Rondeau, und wieder zurück, man besah sich die Equipagen, grüßte bekannte Damen und zeigte, neben den Wagen courbettirend, ebenso die Vortrefflichkeit der theuern Vollblutpferde, als die eigenen Reiterkünste. In der Gehallee wandelten Spaziergänger aus allen Ständen, sich an dem bunten Gewühle ergötzend.

Ein Fiaker rollte im schärfsten Trabe durch die Jägerzeile, die kleinen Ungarrosse dampften, von des Pferdebändigers Peitsche in Athem gehalten; er bog in den Hof der Schmiede und parirte. Ein junger Mann — es war Baron W. — in elegantem Reitfracke sprang heraus und trat zu einem Jockey, welcher zwei schöne, englische Vollblutpferde am Zügel hielt. Mit Wohlgefallen streichelte er den schlanken Hals seines Lieblingsrosses, eines Apfelschimmels mit schwarzen Mähnen und Schweifhaaren, richtete sich die Zügel in die Hand und schwang sich gewandt in den Sattel.

Ein Ruck mit dem Zügel, ein kräftiger Schenkeldruck, und in kühnen Bogensätzen flog der Schimmel durch's Gitterthor; in vornehm nachlässiger Haltung

jagte der Reiter im Jagdgalopp die Allee hinab, der Jockey folgte in gemeſſener Entfernung.

Unter den vielen Zuſchauern, welche ſich ſtets am Eingange zu verſammeln pflegen, theils aus Neugierde, um die Reiter und Reiterinnen in der Nähe zu ſehen, theils aus Vorliebe für Pferde, um dieſe edlen, ſchönen Thiere in der Nähe zu bewundern, ſtand ein Weltgeiſtlicher, einen Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren an der Hand haltend.

Neugierig, man könnte faſt ſagen mit innerer Unruhe ſah er in jeden Wagen, aber jedesmal ſchüttelte er unwillig den Kopf, wenn er den nicht ſah, den er erwartete. Als der Fiaker ankam, welcher den Baron führte, entſchlüpfte ſeinen Lippen unwillkürlich der Ausruf: „Er iſt's!“ — Er drängte ſich durch den Kreis der Umſtehenden in die vorderſte Reihe und flüſterte dem Knaben zu: „Der iſt es, ſieh ihn Dir gut an — ſo — der, welcher jetzt zu dem Schimmel tritt! Er ſitzt nun auf. Merke Dir ihn wohl! Kennſt Du ihn nun?“

Der Knabe bejahte es.

„Ich laſſe Dich nun allein, mein Söhnchen,“ fuhr der Geiſtliche, in welchem meine Leſer ohne Zweifel den Bruder Paul erkannten, fort, „mache Deine Sache klug. Keine Antwort, wenn man Dich noch ſo viel fragt — Du haſt das Billet von einer Dame erhalten, welche Du nicht kennſt. Wenn es

abſitzt, giebſt Du es ihm in die Hand und machſt Dich eiligſt wieder fort!“ —

Der Baron hatte ſein Roß in Schritt gebracht und ließ es verſchnaufen, als er die Allee wieder zurückritt. Unmuthig ſah er auf die lange Wagenreihe; er erwartete die Equipage des Hofraths.

Jetzt ſah er von fern die großen Goldfüchſe, den eleganten Batard — den Kutſcher in der hellblauen Livree mit Silbertreſſen; — beide Sporen in den Flanken ſeines Engländers flog er über den kleinen Graben, welcher beide Alleen trennt, und hielt am Wagenſchlage. Freudig und liebevoll grüßte er ſeine Braut, welche ihm traurig und mit verhehltem Unwillen dankte.

Albertine war bläſſer geworden, das ſchöne, blaue, glänzende Auge umflort, und um die zarten Lippen ſpielte ein Zug des Grames. Förmlich und kalt waren ihre Antworten, faſt gezwungen, und als der Baron ſeine Beſorgniſſe über ihr ungewöhnliches Ausſehen, ſeine Klagen über ihre Kälte äußerte, entſchuldigte ſie ſich mit einem Anfluge von Unpäßlichkeit, zog die Kutſchenfenſter hinauf und überließ ſich ihren trüben Gedanken.

Die üble Laune, welche das Benehmen der Braut dem Baron verurſachte, der ſich keines Mangels an Aufmerkſamkeit, keines jener kleinen Vergehen bewußt war, welche die Liebe ſo leicht bemerkt und ahndet, mußte ſein Roß entgelten. Mit Schweiß

und Schaum bedeckt langte es am Ende der Allee an, wo es der Baron den Händen des Jockey übergab.

Kaum hatte er den Fuß aus dem Bügel, als ein Knabe zu ihm trat und ihm ein zierlich gefaltetes Billet übergab.

„Von wem?“ fragte der Erstaunte, doch ohne Antwort war der Ueberbringer im Kreise der Umstehenden verschwunden. W. warf sich in seinen Wagen, der ihn nach der Stadt zurückbrachte; neugierig besah er Adresse und Siegel, ob es nicht aus Irrthum in seine Hände gekommen, aber erstere war vollkommen richtig. Er erbrach das Siegel, ein Anker mit der Devise: **L'esperance me soutient**; die Züge der Schrift waren von einer Frauenhand. Er las:

„Herr Baron!“

„Wenn Ihnen ritterliche Galanterie nicht fremd geworden, welche sonst einen Hauptzug Ihres edlen Charakters bildete, so werden Sie gebeten, mich zu besuchen. Mein Mädchen wird Sie morgen Abend an der Ecke der Kärntnerstraße erwarten — wir sind nicht in Italien, Sie haben Nichts zu fürchten. — Es ist kein Dienst der Liebe, wohl aber ein Liebesdienst, den eine Ihnen nicht unbekannte Dame verlangt!“

Er sah nach der Unterschrift — sie fehlte.

Es war Abend geworden — ein recht trüber, frostiger Dezemberabend; die Lampen an den Häusern waren bereits angezündet, in den Gewölben der eleganteren Kaufleute, den Modewaaren- und Bijouterieläden brannten helle Gasflammen; in den Gassen und Straßen trieb sich die Menge mit doppelter Hast, theils die Geschäfte des Tages zu beendigen, theils sich von ihnen zu erholen; gefällige Mädchen hielten ihre Abendpromenade, verfolgt von jungen und alten Thoren, die so gern Augenblicke zweifelhaften Genusses mit mondenlanger Reue erkaufen. Zahlreiche Equipagen führten theils den Theatern, theils den Soireen der fashionablen Welt Besucher und Gäste zu.

An der Ecke der Kärtnerstraße, wo sie sich auf den Stephansplatz ausmündet, unfern des Stocks im Eisen, diesem letzten Stamme, den Eisen und Nägel bedecken, als einzige, ehrwürdige Reliquie von dem Walde, der einst hier grünte, stand ein junges, hübsches Dienstmädchen, und blickte mit hellem, scharfem Schwarzauge ins Menschengewühl. Schnippisch trumpfte sie die vorübergehenden Herren ab, welche die Harrende für eine Venuspriesterin hielten, und behauptete ihren Platz trotz aller Witzworte und Stachelreden, mit denen die Wiener so freigebig sind.

Gegenüber von ihr, an dem Hause, wo die sogenannte „schöne Wienerin" — eine Holzpuppe mit

hübſchem Wachslärvchen — die Lioneſſen der Reſidenz hinter Glas und Rahmen repräſentirt als Tonangeberin der Moden, fand ſich um dieſelbe Stunde ein ſonderbares Pärchen ein, das mit gleicher Aufmerkſamkeit und Spannung, wie das Dienſtmädchen, die Vorübergehenden beobachtete.

Eine ſchwarzſeidene Mantille, ein tief ins Geſicht gehender Capuchon von gleicher Farbe, von welchem ein dunkler Schleier fiel, verbargen Albertinens ſchönes Geſicht, ihre Hebegeſtalt; ein weiter Tüffel und ein Hut mit breiter Krämpe machten Bruder Paul unkenntlich.

Nicht lange ſtanden beide Poſten auf der Lauer, als ein eleganter Fiaker heranrollte; ein junger Mann ſprang ſchnell aus dem Wagen. Einen Augenblick ſtand er unſchlüſſig, aber kaum hatte ihn das Zöfchen erblickt, ſo eilte es auf ihn zu. Leiſe flüſterte ihm die Botin einige Worte ins Ohr — er nickte; ſie trippelte geſchäftig voran — er folgte. —

Mit geſpannter Erwartung ſchloß ſich der Baron an ſeine Führerin, in geringer Entfernung folgte Albertine am Arme des Geiſtlichen mit hochklopfendem Herzen; es war die Stunde, in welcher die Würfel geworfen wurden über ihr Lebensglück. Raſch bog die Zofe in die Spiegelgaſſe ein, eilte über die Treppe ins erſte Stockwerk, zog an der Klingelſchnur und trat mit ihrem Begleiter ins Vorgemach.

Leiſe pochte ſie an eine Tapetenthüre, und winkte dem Baron einzutreten.

Es war ein ſtilles, trauliches Boudoir, matt erleuchtet von einer Lampe aus farbigem Glaſe, welche an Bronzeketten von der Decke hing. Die Einrichtung, die Toilette mit den Silber- und Kryſtallgefäßen, die Schmuckträger, beladen mit reichen, koſtbaren Bijouterien, die Möbel mit theuern Seidenſtoffen überzogen — Alles verrieth Reichthum und Geſchmack. Auf der Ottomane ſaß eine Dame in reicher, geſchmackvoller Toilette. Sie hatte bereits die Blüthe der Jugend abgeſtreift und ſtand in jener Lebensepoche, wo das minder intereſſante Mädchen ein ſchönes Weib wird, die Formen ſich voller und üppiger runden, wenn der Gürtel der Venus gelöſt worden von Hymens Hand. Eine ſchöne, ſtolze Geſtalt, Bruſt und Nacken von blendender Weiße, das blaue Auge wie ein flammender Hekla, das Geſicht von blonden reichen Locken umwogt, zeigte ſich dem Ueberraſchten, und eine wohlklingende, weiche Stimme bot ihm einen guten Abend.

Der Baron war ebenſo von den Reizen der Dame betroffen, als von der Wendung des Abenteuers, hinter deſſen Maske er höchſtens eine vornehme Bettelei oder den Kunſtgriff einer liſtigen Dirne vermuthet hatte.

Nicht lange ließ ihn die Dame in dieſer Unge-

wißheit; ſie ſtand auf und näherte ſich ihm mit ſchalkhaftem Lächeln.

„Ich danke Ihnen, Herr Baron!“ nahm ſie das Wort, „daß Sie meine Meinung von Ihnen gerechtfertigt haben. Ich wußte es, ja ich hoffte es mit Zuverſicht, daß Sie meiner Einladung folgen würden — ich baute ja auf Ihre bekannte Galanterie gegen Damen!“

Der Baron verbeugte ſich ſtumm.

„Ich ſcheine Ihnen,“ fuhr Jene fort, „räthſelhaft, vielleicht auch nicht im beſten Lichte durch meinen, ich will es zugeben, etwas unbeſonnenen Schritt. Aber Sie müſſen dies der gekränkten Eitelkeit einer Frau ebenſo zugute halten, als dem Streben, ihren Liebling gerechtfertigt zu ſehen. Lange hatte ich die Ehre, Sie zu kennen, wenn auch von Ihnen unbeachtet; Ihr Ruf ſowohl, als Ihr Erſcheinen hatten ebenſogut mein Herz beſtochen, als Sie der anerkannte Liebling aller Damen Wiens waren. Sie zogen ſich plötzlich aus allen früheren Verhältniſſen zurück, Sie wurden mitten in der geräuſchvollen Reſidenz ein Anachoret. Man ſprach von Roſenbanden, welche Sie gefeſſelt hielten; noch mehr, man nahm Ihre nahe Verbindung als gewiß an. Alle Ihre Bekannten betrauerten den Verluſt Ihrer Geſellſchaft, Ihres Umganges — alle Faſhionables der Reſidenz Ihr Einſiedlerleben, das ihre Zirkel des belebenden Prinzips beraubt hatte. Nicht

fehlen konnte es an Spöttern, welche Ihrem jetzigen Benehmen andere Gründe unterlegten, Gründe, welche zu unzart sind, als daß Sie deren Wiederholung von mir erwarten könnten oder dürften." —

„Wer wagt es," brauste der Baron auf, „meiner Ehre zu nahe zu treten?!"

„Noch immer der alte Hitzkopf," sagte die Dame, indem sie begütigend die kleine weiße Hand auf seine Schulter legte; „es handelt sich hier um keine Beschimpfungen, wohl aber um kleine Malicen und Medisancen, welchen Jeder blosgegeben. Allgemein nahm die Damenwelt für Sie Parthei; meine Wenigkeit war eine Ihrer eifrigsten Vertheidigerinnen. Ich wagte es, in meinem Zirkel die Behauptung aufzustellen, daß der Fehler nicht an Ihnen, wohl aber an Ihrer Umgebung liege, vielleicht an einer dritten Person, welche einen zu großen Einfluß auf Sie gewonnen. Doch, lassen wir das, es thut nichts zur Sache." —

Der Baron stand wie auf glühenden Kohlen, denn ebenso unangenehm er sich von dem Erwähnten berührt fühlte, peinigte ihn auch die Ungewißheit, welches die eigentliche Ursache des räthselhaften Rendezvous sei. Er äußerte der Dame sein Befremden, sowie den Wunsch einer näheren Aufklärung.

„Sie der Gesellschaft wiederzugeben, in welcher Sie sich sonst bewegten, Baron, wenn auch nur für einen Abend!" antwortete die Gefragte. „Ich war

ſo kühn, zu hoffen, daß ein Kavalier, wie Sie, meinen Bitten nachgeben würde, daß Baron W. die Wünſche ſeiner Freunde erfülle! Nicht wahr," fuhr ſie fort, die Hand des Barons ſanft drückend, „ich habe mich nicht getäuſcht? Sie ſchlagen meine Einladung für dieſen Abend nicht aus? Sie ſtrafen mich vor meinen Gäſten nicht der Lüge?" —

Der Baron verbeugte ſich froſtig: „Darf ich fragen, mit wem ich eigentlich die Ehre habe zu ſprechen?" —

Die Dame ließ plötzlich ſeine Hand los und trat mit anſcheinender Empfindlichkeit zurück. — „Es iſt mein Geheimniß," ſagte ſie, „wohl aber will ich Ihnen einige von den Herren nennen, welche in meinem Salon verſammelt ſind, um mich vor dem Verdachte zu bewahren, welcher in Ihrer Seele aufzuſteigen ſcheint. Sie kennen doch den jungen Fürſten E..y, die Grafen P., Z., G., ſowie den heitern, liebenswürdigen Baron M.?" —

Stumm bejahte es der Baron.

„Es ſind Ihre Freunde," fuhr die Dame fort, „und meine Gäſte. Wahrlich, auch der reichſte und gebildetſte Kavalier wird durch dieſe Geſellſchaft nicht kompromittirt!"

Ein Gluthblick ihres Auges, vor welchem der Baron das ſeinige zu Boden ſchlug, traf ihn.

„Ich will Sie nicht beſtechen, will Sie nicht bitten, Baron, dieſen Wunſch mir zu erfüllen, denn

gewiß werden Sie ein erſehnter, froh bewillkommter Gaſt ſein! Wollen Sie aber mich kompromittiren, ſich vielleicht freiwillig zur Zielſcheibe der Mediſance machen: ich kann Sie nicht halten!“

Einige Augenblicke zauderte der Baron, ſeine Blicke trafen die Dame und weilten mit Wohlgefallen auf dem ſchönen Geſichte und den vollendeten Formen.

„Kommen Sie!“ liſpelte dieſe in den weichſten Tönen, „beſchämen Sie mich nicht und mein Vertrauen in Ihre Galanterie!“

Das ſchöne, bittende Weib hat eine unwiderſtehliche Gewalt über den Mann; es übt einen Zauber über dieſen aus, welcher gewiß iſt, zu ſiegen. Auch der Baron fühlte ſich zu ſchwach, der reizenden Verführerin zu widerſtehen, er beugte ſich über ihre Hand, welche er an ſeine Lippen zog, und ſagte: „Ich bin bereit, Ihrer Einladung Folge zu leiſten!“ —

Im eleganten Salon ſaßen mehrere junge Kavaliere ſcherzend und plaudernd, als die Dame mit ihrem neuen Gaſte eintrat. Gelächter und Jubel empfing den alten Bekannten, welcher Anfangs verſtimmt war und es noch mehr wurde, als er erfuhr, wer die Dame ſei.

Es war Charlotte W., geborne Baronin O., eine Frau von ſeltener Schönheit und Geiſtesgaben, feiner Bildung und guter Erziehung. Getrennt von

ihrem Gemahl unterhielt sie ein Verhältniß mit dem zwar schon bejahrten, aber außerordentlich reichen Grafen P., das ihr goldene Früchte trug. Hunderttausende hatte dieser ungarische Magnat schon verschwendet, die kühnsten Wünsche seiner Geliebten zu erfüllen, und sich, wenn auch nicht die Liebe, doch die Fortdauer eines Verhältnisses zu erkaufen, um das ihn Viele beneideten. Die elegante Männerwelt besuchte häufig ihren Salon, und selbst Kavaliere höchsten Ranges schätzten es sich zur Ehre, dort zu erscheinen.

Gesellschaft hat einen unwiderstehlichen Reiz, eine mächtige Gewalt über das Herz und Gemüth des Menschen; Geselligkeit erhöht ebenso die Freude des Einzelnen, wie sie dessen Kummer lindert und zerstreut. Der Baron wurde bald heiterer, er vergaß so manche Unannehmlichkeit im gewohnten Kreise; heitere Gespräche, Bonmots und die Chronique scandaleuse der Hautevolée füllten die Stunden. Ein kleines Souper wurde aufgetragen, der Champagner perlte in den Gläsern und Alles überließ sich der fröhlichsten Ungebundenheit. Charlotte, welche es verstand, stets die liebenswürdige Hausfrau zu spielen, beeiferte sich, den trüben Gast möglichst aufzuheitern. Je mehr der Champagner ihn erhitzte, je schneller seine Pulse jagten, desto zärtlicher wurde der Baron, desto feuriger seine Blicke, desto glühender seine Reden. Charlotte war aufgebracht

und hatte ſich an's Fenſter geſtellt, halb verhüllt von den rothdamaſtenen Gardinen — der Baron trat zu ihr und bald waren ſie in ein eifriges Geſpräch verwickelt, indeß die übrigen Herren ihr Glück im Quinze verſuchten. Endlich, bei einer galanten Wendung des Geſpräches, ſchlang der Erhitzte den Arm um die üppige Geſtalt, ſie beugte ſich zurück; er aber zog ſie feſter an ſich und im glühendſten Kuſſe aufgereizter Sinnlichkeit vermählten ſich ihre Lippen.

Ein leiſer Schrei zitterte durch die Nacht, und eine dunkle Geſtalt eilte raſch an der entgegengeſetzten Häuſerreihe die Gaſſe hinab. Es war Albertine. Vergebens hatte Bruder Paul ſie beſchworen, ihm nach Hauſe zu folgen, nachdem ſie beim Portier Erkundigungen über Madame W. eingezogen — er ermahnte ſie vergebens, ihre Geſundheit nicht muthwillig auf's Spiel zu ſetzen; unbeugſam war Albertine geblieben. Jenem Hauſe gegenüber, wo ihr Verlobter, verlockt durch die Ränke der Ligourianer und die Künſte eines ſchönen, buhleriſchen Weibes, ſeine Schwüre vergaß, ſtand ſie regungslos an die Wand gelehnt und ſtarrte hinauf nach den hellerleuchteten Fenſtern. Dem Bruder Paul klapperten die Zähne vom Nachtfroſte — Albertinens Blut jagte durch die Adern, die Glut einer Hölle im Buſen, fühlte ſie keine Kälte. Sie hörte das Gelächter der Fröhlichen bis auf die Gaſſe, welche allmälig ſtiller *geworden* und menſchenleer — ſie ſah an den

Wänden des Zimmers dunkle Schatten; aber ſie konnte ohne Ueberzeugung nicht glauben an den Treubruch des Geliebten. Sie ſah eine weibliche Geſtalt an's Fenſter treten — hörbar pochte ihr Herz; Glut ſtrömte durch ihre Adern, während ihre Lippen wie im Fieberfroſte bebten — all' ihre Sehkraft konzentrirte ſich auf den einen Punkt. Jetzt trat zu Jener ein Mann — ſie hatte ihn erkannt und zitterte; er zog die Nebenbuhlerin an's Herz — jetzt berührten ſich ihre Lippen — ein Schrei rang ſich aus der gequälten Bruſt los, und flüchtig, wie ein Reh vom Pfeil des Jägers getroffen, eilte ſie, die Todeswunde im Herzen, fort, dem Hauſe ihres Vaters zu. Bruder Paul keuchte hinter ihr — Albertine ſtürmte die Treppe hinauf nach ihren Gemächern, wo das Kammermädchen ſie erwartete.

Bleich wie eine Leiche, mit bebenden Lippen und ſtierem Auge ſtand ſie mitten in ihrem Schlafgemache — die gequälte Bruſt hob ſich mit gewaltigen Schlägen; aber keine Thräne trat in ihr brennendes Auge, kein Wort, kein Klagelaut kam über ihre Lippen. Stumm und fühllos ließ ſie ſich entkleiden; aber plötzlich ſtürzte ſie, von den heftigſten Krämpfen befallen, zu Boden.

Der Zofe Angſtruf weckte die Dienerſchaft — den Vater; man lief nach Aerzten, indeß dieſer händeringend am Bette der Tochter ſaß, welche bald in wilden Fieberphantaſien raſ'te, bald wieder [illegible]

und bleich mit geſchloſſenen Augen dalag, wie eine Leiche. —

Wochen hatte der Kampf des jungen kräftigen Lebens mit dem Tode gedauert; endlich ſiegte das erſtere, und Albertine erwachte allmälig zum Bewußtſein. Untröſtlich war der Hofrath über die Gefahr geweſen, welche ſein einziges Kind bedrohte — der Baron, welcher ſeine Braut zärtlich liebte, theilte Angſt und Sorge mit ihm, aber Beiden blieb die Urſache der plötzlichen Krankheit, des heftigſten Nervenfiebers ein Räthſel. In wilden Fieberphantaſien nannte ſie wohl den Namen jenes Weibes, welches die Urſache ihrer Leiden geworden, die Namen ihres Bräutigams und der Ligourianer, aber ohne Zuſammenhang; — wenn es auch den Baron bedünkte, als habe jene unbewachte Stunde den ſchwarzen Schleier geworfen über ſein Liebes- und Lebensglück, ſo hatte er doch keine Ahnung, wie ſehr Albertine getäuſcht, mit welchen Netzen er umſponnen worden. —

Düſter brannte die Lampe im Krankenzimmer, die Wärterin nickte im Lehnſtuhle, ſtill und ruhig lag die Leidende auf ihrem Lager. An ihrem Bette ſaß der Hofrath und Arthur mit bekümmerter Miene und beobachteten Albertinen. Die Kriſis war vorüber, die Gewalt der Krankheit gebrochen; ein wohlthätiger Schlummer bereitete ſie zum Erwachen aus den *wilden* Träumen und Phantaſien des Fiebers vor.

Der Vater hatte die Hand der geliebten Tochter gefaßt, zählte mit Spannung die ruhiger werdenden Pulsſchläge und lauſchte den geregelteren Athemzügen. Ein tiefer Seufzer verkündete ihr Erwachen — Albertine ſchlug die Augen auf, und ihr erſter Blick traf den Vater.

„Wo bin ich?“ fragte ſie mit ſchwacher Stimme.

„Gerettet, mein Kind, bei den Deinen!“ ſagte der Hofrath, eine Thräne der Rührung und des Dankes im Auge. „Wie geht es Dir, Albertine? Wir haben viel gelitten um Deinetwillen,“ fuhr er fort. — „Sieh, hier iſt auch Arthur, die Freude hat ihn ſtumm gemacht!“ —

Albertine zuckte bei der Nennung dieſes Namens, ihr bleiches Geſicht glühte, ihr Auge ſuchte den Blick des Barons zu vermeiden. „Ich will allein ſein mit meinem Vater!“ ſagte ſie bittend und mit faſt ängſtlicher Stimme. Der Hofrath und Arthur ſtanden betroffen. „Laſſen Sie mich allein, mein Vater,“ fuhr ſie dringender fort, „ich bedarf der Ruhe und Faſſung. Mein Kopf glüht, meine Gedanken drohen ſich zu verwirren!“ —

Der Baron zauderte einige Minuten, ſchmerzlich berührt; ein bittender Blick des Vaters traf ihn. „Ich gehe,“ ſagte er gekränkt, „wenn Ihnen mein Blick unangenehm iſt; aber bedenken Sie, Albertine, daß ich dieſe Behandlung nicht verdient habe!“ —

Dunkle Purpurröthe deckte Stirne und Wange

der Kranken, ihre Lippen bewegten ſich, ſie wollte ſprechen, aber die Worte erſtarben ihr auf der Zunge. Der Baron erwartete vergebens eine Antwort — ſtumm beugte er ſich über die Hand der Kranken zum Kuſſe; ſie entzog ihm dieſelbe und begrub ihr Geſicht in die Kiſſen, die Thränen zu verbergen, welche ihren Augen entſtrömten. Arthur entfernte ſich tief gekränkt.

Wenige Worte wurden zwiſchen Vater und Tochter gewechſelt; jener fürchtete ſich, durch Fragen ihr Gemüth zu ſtark aufzuregen, dieſe ſchwieg, denn ſie wagte nicht, ihrem Vater die Wahrheit zu enthüllen — falſche Scham und der den Ligourianern geleiſtete Eid banden ihre Zunge. Sie verlangte geiſtlichen Troſt und bat, nach ihrem ehemaligen Lehrer zu ſchicken. Der Hofrath ſtutzte bei Erwähnung jenes Ordens, welcher eben ſo verachtet, als gehaßt wurde — er mochte vielleicht eine Ahnung haben, wie er auch in ſein häusliches Leben ſtörend und vernichtend eingegriffen. Er wagte einige Einwendungen, aber Albertinens Zuſtand, ihre gereizte Stimmung gebot Nachſicht und Nachgiebigkeit; er mußte ſich den Wünſchen ſeiner Tochter fügen.

Abermals waren einige Wochen vergangen — Albertine völlig geneſen, und wenn auch die Roſen ihrer Wangen nicht mehr blühen wollten, ein Schleier ihren Blick umflorte und ihre ſonſt heitere *Laune* einem dumpfen Trübſinne Platz gemacht hatte,

ſo erholte ſie ſich doch zuſehends. Der Prieſter hatte täglich ſeine Beſuche bei der Kranken abgeſtattet und ſie nicht nur ſtets an ihr Gelübde gemahnt, ſondern ſie auch vorbereitet zu dieſem Schritte, ſie aufgefordert, ſich durch keine Erdenrückſichten abhalten zu laſſen vom Uebertritt in den Schoos der Kirche. —

Albertinens Herz ſiechte an einer unheilbaren Wunde, welche ihm Arthurs vermeintlicher Treubruch geſchlagen; ſie war bereit, der Welt zu entſagen, welche ſie anwiderte, ſie ſehnte ſich nach Ruhe und Einſamkeit. Ihr erſter Ausgang war in die Kirche der Ligourianer; dort warf ſie ſich nieder an den Stufen des Altars vor dem Bilde der Gottesmutter, und wiederholte ſich im Stillen den Schwur, den ſie früher dem Prior geleiſtet.

Mehrere Male hatte Baron W. verſucht, ſich ſeiner Braut zu nähern und das alte Verhältniß anzuknüpfen; ſelten hatte Albertine, meiſt in ihrem Gemache eingeſchloſſen und mit Leſen von Andachtsbüchern beſchäftigt, ihm Gelegenheit gegeben, ſie zu ſehen und zu ſprechen. Sie blieb förmlich und kalt, wies jede Annäherung ſtreng von ſich und vermied es, mit ihm allein zu ſein. Keine Antwort konnte er auf ſeine dringenden Fragen über den plötzlichen Wechſel ihrer Geſinnungen erhalten. — Vergebens tröſtete der Vater den betrübten Bräutigam mit der Hoffnung, Albertine werde, endlich ganz hergeſtellt, auch wieder dem Flehen der Liebe Gehör geben.

Vergebens drang er mit Bitten und Vorſtellungen in die Tochter, ihm entweder Gründe für ihr räthſelhaftes Betragen zu geben, oder ſelbiges zu ändern. Sie ſchwieg und bat ihn, ihr nur in dem Einen freien Willen zu laſſen, ſich von der Welt zurückziehen zu dürfen. Sie ſagte ihm, daß ſie ſich als eine dem Grabe Entriſſene betrachte, an welche das Leben keinen Anſpruch mehr habe, und die den Reſt ihrer Tage Gott weihen wolle und müſſe. Vergebens bekämpfte der Hofrath mit allen Gründen der Vernunft den unſeligen Entſchluß frommer Schwärmerei — ſie blieb unerſchütterlich. Er bat ſie in den rührendſten Worten, ſein Alter zu bedenken, deſſen einzige Freude, deſſen Troſt, deſſen Alles ſie ſei — es war umſonſt. Wenn auch oft ihr Herz blutete, ihre Vernunft ſich beugte vor den Gründen des Vaters — die Ligourianer hatten zu große Herrſchaft über ſie erlangt, und ihren Einfluß nur zu gut benutzt, indem ſie ihr bald ſchmeichelten, bald drohten und ihr Herz, von den widerſtreitendſten Gefühlen zerriſſen, mit frommen Reden und gleißneriſchen Worten beſtürmten. Sichtlich zehrte das Mädchen, dieſem ſteten Kampfe Preis gegeben, ab; der unglückliche Vater mußte nachgeben, wollte er ſich nicht ſelbſt als den Mörder ſeiner Tochter anklagen. Er ſchauderte bei der Eröffnung, in welches Kloſter Albertine treten wolle; er ſtellte ihr das Treiben des Ordens *in* ſeinem wahren Lichte dar, bat ſie, wenigſtens ſei-

nem Namen und ihrem Angedenken nicht dieſen Makel aufzudrücken — wenn ſie wirklich Beruf zum beſchaulichen Leben fühle, in eines der zahlreichen, aber anſtändigen Nonnenklöſter der Reſidenz zu treten; aber auch hier mußte er ſich beugen vor dem Starrſinne der Tochter, wollte er ſie nicht zu verzweifelten Schritten zwingen. —

Der verhängnißvolle Tag war angebrochen, an welchem das Kloſter eingeweiht und Albertine eingekleidet werden ſollte. Die Dispens vom Noviziate war für alle Jene erlangt worden, welche die erſten Glieder des Konvents bilden ſollten. —

Im weißen Atlaskleide, geſchmückt mit dem Myrthenkranze wie eine Braut, den köſtlichen Spitzenſchleier mit goldenen Nadeln im reichen Haare befeſtigt, ſtand Albertine im Salon des väterlichen Hauſes, wo ſie ſo oft geweilt als Königin glänzender Feſte, als glücklich Liebende, als hoffende Braut, um Abſchied zu nehmen von allen denen, welche ihr auf Erden nahe geſtanden und theuer geweſen — um Abſchied zu nehmen wie eine Sterbende. — Ihr Auge war heiter, wenn auch Thränenperlen zeitweiſe darin glänzten; es waren nicht Tropfen des Kummers oder Schmerzes, es waren Zähren der Rührung. Ihr Antlitz war leicht geröthet, ihre jugendliche Geſtalt hatte wieder die Fülle und Rundung der Geſundheit gewonnen. Weinend umarmte ſie der Vater, auf die Knie ſank die geiſtliche Braut.

und bat ihn um Vergebung für all' den Kummer, den sie ihm bereitet — bat ihn um seinen Segen. Kaum der Sprache mächtig, legte er die Hand auf das Lockenhaupt der Tochter; — ach, mit ganz anderen Gefühlen hatte er gewähnt sie zum Altare zu geleiten mit dem Manne ihres Herzens, ihrer Wahl!

Leise wurden die Flügelthüren geöffnet und Baron W. trat ein. Er wollte die Einzige, die er wahr und treu geliebt hatte, noch ein Mal sehen. Er war blaß geworden, der Kummer hatte auch von seinem Antlitze alle Spuren einstigen Frohsinns getilgt, sein Auge war düster und mit Mühe bekämpfte er, der starke Mann, gewöhnt an die Stürme des Lebens, die Thränen, welche hervorzubrechen drohten bei dem Anblicke Derjenigen, die er nun verlieren sollte auf ewig.

Ein leichtes Zittern befiel Albertinen, als sie dem Manne gegenüber stand, den sie so heiß geliebt hatte auf Erden, der ihr Alles gewesen, dem sie sich hingegeben mit aller Kraft jungfräulicher Liebe. Stumm reichte sie ihm die Hand; er küßte sie mit Inbrunst.

„Albertine!" rief er mit gerührter Stimme — „Albertine, müssen wir uns so wiedersehen, uns so trennen für dieses Leben?! Konnten Sie dies Herz, das nur für Sie schlug, so grausam täuschen — das Lebensglück eines Mannes vernichten mit einem Schlage, wie ein muthwilliges Kind mit einem Hauche ein sorgsam aufgebautes Kartenhäuschen? Sie haben *mir Liebe* geheuchelt, alle Ihre Schwüre waren

Trug, und haben ein falſches Spiel mit mir geſpielt! Woher ſonſt dieſe plötzliche Sinnesänderung?"

Albertine war ergriffen von Arthurs wahrem, männlichem Schmerze, auch aus ihren Augen ſtrömten unaufhaltſam Thränen; ſie hatte ihn ja geliebt, ſie liebte ihn ja noch mit aller Kraft ihrer Seele. Sie wankte und mußte ſich auf den Arm des Vaters ſtützen.

„Albertine!" fuhr der Baron gerührt fort, „ein Wort, den letzten Troſt, ehe Sie für immer ſcheiden! Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie ſo an mir handelten? Mein Lebensglück iſt zertrümmert, ich habe nichts mehr auf dieſer Welt, wenn ich Sie verliere — Sie, die ich anbetete, verehrte, liebte, mehr als Alles! Albertine, warum haben Sie mir dieſe Qualen bereitet?" —

Albertine wurde leichenblaß, ſie zitterte am ganzen Körper, ihre Leidenſchaft erwachte und mit ihr der Kampf, aus welchem ſie ſchon als Siegerin hervorgegangen zu ſein gewähnt. Minutenlanges Schweigen trat ein — mühſam errang ſie Faſſung.

„Arthur!" ſagte ſie mit dem Tone der alten Liebe und Zärtlichkeit, in den ſich unendliche Wehmuth miſchte — „Gott iſt mein Zeuge, ich habe kein falſches Spiel mit Ihnen getrieben; Sie waren meine erſte Liebe, wie Sie meine einzige waren! — Ich liebte Sie bis zu dieſer Stunde. Ihr Bild wird, wenn auch nur wie das Andenken an liebe

Verklärte, mich umschweben in den Mauern des Klosters. Sie gaben mir den Himmel auf Erden, aber auch die Qualen der Hölle!“ —

„Albertine!“ rief der Baron von neuer Hoffnung belebt, „es muß ein Mißverständniß sein; ich liebe Sie ja mehr als mein eigenes Leben, das ich willig hingäbe für Ihren Besitz! Ein Wort, und Sie retten zwei Leben; ein Wort, und zwei Herzen, welche Gram und Verzweiflung nur zu bald brechen werden, schlagen froh vereint, leben neu wieder auf!“

Albertine schluchzte laut — zu stark war der Kampf, sie machte einen Schritt gegen Arthur; aber ihre Kraft wich, sie sank in seine Arme. Mit der Glut der heißesten Liebe preßte er sie an seine Brust, Stirne und Lippen ihr mit Küssen bedeckend. Albertine versuchte es, sich loszureißen, aber unwillkürlich gab sie ihm wieder alle Zeichen der Glut, die auch ihre Seele durchloderte — schon wollte sie das Siegel lösen vom Geheimnisse, das ihre Brust wie mit Zentnerlast bedrückte. Da öffnete sich die Thüre des Saales, der Prior und Bruder Paul, Beide in Ordenstracht, traten ein, und näherten sich raschen Schrittes den Anwesenden. Mit einem Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens riß sich Albertine aus Arthurs Armen, vernichtet von den Giftblicken der Ligourianer.

„Meine geistliche Tochter hat Abschied genommen von ihren Lieben, wie eine Sterbende,“ sagte der

Prior feierlich, doch kalt und ſtrenge, „und nicht tadeln kann ich es, wenn auch noch der Staub der Welt klebt an Gedanken, Worten und Handlungen! Aber es gibt einen Eid zu erfüllen — die Kirche iſt geſchmückt, wie die Braut Chriſti, und wir kommen, Sie zum Altare zu geleiten!“ —

Demüthig beugte ſich das Mädchen und küßte die Knochenhand des Redemptoriſten.

„Zurück!“ rief Arthur in Verzweiflung, indem er die beiden Pfaffen unſanft wegdrängte — „noch haben Sie keine Rechte und Albertine keine Verpflichtungen, welche Sie zu ſolcher Sprache berechtigen!“

Und niederſtürzte er vor Albertinen auf die Knie und beſchwor ſie in den rührendſten Tönen, bei dem Andenken an all' die ſeligen Stunden ihrer Liebe, das Schweigen zu brechen, das feindlich zwiſchen ſie getreten war wie ein unheimliches Geſpenſt, er beſchwor ſie, ihm und dem Vater Aufklärung zu geben über ihr räthſelhaftes Benehmen. Er flehte mit Thränen im Auge, ſich zu beſinnen, ehe der unwiderrufliche Schritt gethan worden — er ſchilderte ihr das Leben mit ſeinen Freuden in den lockendſten Farben. Albertine wankte, wie das Rohr im Winde, ihre Blicke flohen von Arthur und dem Vater nach den beiden Ligourianern, welche wie ſchwarze Dämonen im Saale ſtanden und Blicke des Haſſes, der Gier und des Zornes auf Arthur und ihr Opfer ſchoſſen. Schnell hatte der Prior die

Lage der Dinge durchſchaut — er fühlte es zu gut, daß ſein Anſehen, der Ruf und das Intereſſe ſeines Ordens auf der Spitze ſtanden. Ein Wort, ein offenes Wort ſeines Opfers, und ſeine kühnen Pläne ſcheiterten, ſein trügeriſches Gebäude mußte einſtürzen. Er faßte ſich raſch beſonnen, drängte all' den Groll und die Wuth, die ſein Innerſtes durchtobten, in die Maske der Verſtellung. Er trat vor und faßte Albertinens Hand.

„Herr Hofrath! — Herr Baron!" ſagte er ernſt, „wozu dieſe Szene, welche ein Herz, das mit frommen Opfermuthe ſich ſchon losgeriſſen hatte von der Welt, gewaltſam erſchüttern muß?! Albertine hat ſich freiwillig entſchloſſen, ihre Jugend, ihre Anſprüche Gott zum Opfer zu bringen, und wahrlich, kein verdienſtliches Werk wäre es, dem Himmel zu entziehen, was ſich ihm geweiht und verlobt! Uebrigens wiederhole ich es noch ein Mal: freiwillig hat die geiſtliche Braut den Entſchluß gefaßt, in den Orden der frommen Büßerinnen zu treten — ſie hat das Ordensgelübde noch nicht abgelegt und kann noch immer zurücktreten, wenn ſie es vor Gott und ihrem Gewiſſen verantworten kann!"

Er ſah feſt in Albertinens Auge, ſeine Hand hielt die ihrige umſpannt, und ſo vergingen Sekunden in athemloſer Stille. Sein Blick übte eine magiſche Gewalt auf Albertinen, wie der einer Klap-

perſchlange auf den Vogel, welcher ſich vergebens abmüht, dem Feinde zu entrinnen. Mit Rieſengröße ſtand der geleiſtete Eid vor ihrer Seele — das Auge des Prieſters ſprühte Flammen — ihr Herz ſtockte.

„Ich erfülle mein Gelübde," — ſagte ſie nach langer Pauſe der geſpannteſten Erwartung mit faſt tonloſer Stimme, und eiskalt rieſelte es durch die Adern der beiden, bei dieſem Trauerſpiele nächſt Albertinen am meiſten Betheiligten. „Freiwillig gelobte ich es, mich Gott zu vermählen, und öffentlich will ich den Schwur ablegen am Altare! Leben Sie wohl, Arthur," fuhr ſie fort, indem ſie dem Verzweifelnden die Hand reichte, „mein letztes Wort an Sie iſt Liebe und Vergebung. Sie ſelbſt haben ein Band zerriſſen, welches von der Liebe geknüpft ſchien für Ewigkeiten!" —

Arthur erbleichte und wollte ſprechen.

„Kein Wort, Arthur!" unterbrach ſie ihn ernſt und feierlich. „Wecken Sie nicht die mühſam zu Boden gerungenen Leidenſchaften aus ihrem Todesſchlafe! — Greifen Sie in Ihre Bruſt, fragen Sie ſich ſelbſt, und es muß Ihnen Alles klar werden!" — Sie küßte noch ein Mal die Hand des Vaters und eilte, ihre Thränen bekämpfend, zur Thüre hinaus, von den Ligourianern gefolgt, in deren Geſichtern Schadenfreude und Triumph ſich abſpiegelten.

Wie ein Steinbild ſtand Arthur — eine [illegible]

flammte in ſeiner Bruſt — er ſah klar mit einem Male; aber auch eben ſo plötzlich durchzuckte ihn die Ahnung von dem hölliſchen Betruge, von den Ränken der Ligourianer.

„Albertine!“ rief er mit den ſchneidendſten Tönen der Verzweiflung — „ein Wort, und wir ſind gerettet. Du biſt betrogen — es ſind hölliſche Ränke! Albertine! höre mich, ehe es zu ſpät geworden — ehe Du Dich nutzlos opferſt!“ — Aber es war zu ſpät — Albertine hörte ihn nicht mehr! —

Im Kirchlein des neuerbauten Kloſters der Redemptoriſtinnen in Weinhaus nächſt Wien war die feierliche Einweihung vor ſich gegangen, ſowie die Aufnahme der Nonnen; fünf Frauen hatten nebſt Albertinen den Schleier genommen. Die Zeremonie war vorüber, das reiche dunkle Lockenhaar gefallen unter der Scheere, die zarten Glieder gehüllt in's Gewand der Nonnen, abgelegt der feierliche Schwur, welcher ſie ausſtieß aus der Gemeinſchaft der Lebenden und zum ewigen Gefängniß verdammte, gleich dem Räuber und Mörder. Wenige Fremde waren zugelaſſen worden und mußten nach Beendigung der Zeremonie das Gotteshaus verlaſſen. Unter ihnen wankte der Hofrath hinaus zum Thore, das Tuch vor die verweinten Augen gedrückt; er kam von der Leiche ſeines einzigen Kindes, das ſich ſelbſt begraben

bei lebendigem Leibe. Die Pforte des Kloſters ſchlug hinter den ſich Entfernenden zu, um ſie auf ewig zu trennen von den Opfern frommer Schwärmerei und pfäffiſchen Betruges.

Der Baron nahm noch am ſelben Abend Poſtpferde und verließ die Reſidenz. Er wandte ſich nach Frankreich, wo er in der Fremdenlegion Dienſte nehmen wollte. —

Am andern Morgen ſaß Charlotte W. bei der Toilette; nachläſſig in den Fauteuil zurückgelehnt, betrachtete ſie ſich wohlgefällig im Spiegel, indeß das Kammermädchen ihr das üppige Blondhaar kämmte. Die Geſchwätzige erzählte ihr die Geſchichte von der Hofraths-Tochter, welche den Schleier genommen. Ein dunkles Roth malte die Wangen der ſchönen Frau.

Der Bediente trat ein und übergab ihr ein zierlich gefaltetes Billet. Sie erbrach es — eine Banknote von tauſend Gulden fiel in ihren Schoß; im Briefe ſtanden blos die Worte: „Ein Zeichen der Erkenntlichkeit für geleiſtete Dienſte!“ —

Es war der Judaslohn der Ligourianer.

Die Wette.

Eine Bagatelle aus der faſhionablen Welt.

„Ein'n Jux will er ſich machen!“
Neſtroy.

Es war im Winter des Jahres 1842; das Burgtheater in Wien war an dem Abend, an welchem ſich dieſe Begebenheit ereignete, ungewöhnlich beſucht. Die Hautevolée ſowohl, als die Repräſentanten der Geldariſtokratie hatten die Logen beſetzt, die Damen in großer Toilette, die Glieder des Kaiſerhauſes wohnten ebenfalls der Vorſtellung bei. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit lauſchte Alles dem Vortrage der Mimen; es herrſchte eine allgemeine, faſt an Pietät grenzende Stille, wie man ſie ſo ſelten in Schauſpielhäuſern antrifft. Beſcheidenes Klatſchen iſt dort das Zeichen des Beifalls, Hervorruf darf nur ausgezeichneten fremden Künſtlern zu Theil werden, ſelbſt Mißfallen wird nur durch Schweigen ausgedrückt. Freilich iſt dies Theater ſeit Jahren als wahrer und ächter Kunſttempel in ganz Deutſchland bekannt, und wer dort die Feuerprobe ehrenvoll beſtanden, mag ſich kühn den beſten Mimen zur Seite ſtellen.

Halms „Sohn der Wildniß“ erregte allgemeine Theilnahme und genoß eines Erfolges, wie er vielleicht ſeit Schillers Dramen unerhört war. Wohl ſtand er unter den Werken jenes Genius, welchen deutſche Herzen verehren und lieben werden, ſo lange noch deutſche Laute klingen; aber Halm war der Retter des halb verwaiſ'ten Dramas geworden, ſeit ſeines größeren Mitkämpfers Feder ruhte — Grillparzer ſchwieg.

Löwe gab den Ingomar, den ächten, kräftigen Sohn der Natur, ehe er in griechiſche Weibheit verſinkt, mit jener künſtleriſchen Vollendung, welche ſeine Geſtalten beſeelt, belebt, durchglüht; Mad. Rettich, die würdige Nachfolgerin der noch immer unerreichten Schröder, die Parthenia. Ihre Worte waren geſprochene Muſik, und nimmer enden wollte der Beifall nach dem ſchönen Gedichte, längſt übergegangen in den Mund des Volkes:

„Mein Herz, ich will dich fragen,
Was iſt die Liebe, ſag'? —
Zwei Seelen, ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.“ —

In einer Loge des erſten Ranges waren mehrere junge Kavaliere verſammelt, welche ſich ziemlich laut unterhielten, ohne der Vorſtellung die geringſte Aufmerkſamkeit zu widmen. Bald lorgnettirten ſie den eleganten Damenkreis, bald plauderten ſie vertraulich, oder ergoſſen ſich in eine Fluth von Witzworten,

Bonmots und beißenden Spöttereien über das Parterre. —

Vor Allen zeichnete ſich der junge Graf Ch. aus, ein Mann von gefälligem Aeußeren, aber auch im höchſten Grade arrogant und eingebildet. Den Schnurrbart nach Huſarenart gedreht, das dunkle Haar in zierliche Locken gelegt, ſaß er in nachläſſiger Haltung, das Opernglas vor den Augen, und muſterte die Damen in den Logen. Schon mehrere Mal war vom Parquet herauf ein unwilliges Pſt! erſchollen, aber die Kavaliere bekümmerten ſich wenig um die bürgerliche Zurechtweiſung und trieben ihr Unweſen ärger, denn früher.

In einer Loge vis-à-vis ſaßen vier Damen in eleganter Toilette. Es war eine Mutter mit ihren Töchtern, die Frau eines Banquiers erſten Ranges. Die Mädchen waren in der Reſidenz als ebenſo hübſch und geiſtreich bekannt, als die Firma des Vaters für ſolid galt.

Die mittlere der Töchter war von allen die hübſcheſte. Rabenſchwarze Locken beſchatteten das Geſicht und fielen bis auf den Buſen herab, ein ſüdländiſcher Teint wurde durch das feurige Auge mit den langen Wimpern intereſſant, der Mund klein und küßlich geformt, nur die Naſe ein unproportionirt und von jenem Schnitte, wi nur Israels Kindern eigen iſt, ein charakteriſtiſ Merkmal aller Stammesglieder. — Auf ſie war

Glas des jungen Grafen fortwährend gerichtet, das Mädchen ſchien durch die Aufmerkſamkeit des allgemein bekannten Kavaliers außerordentlich geſchmeichelt.

„Ein ſüperbes Mädchen!“ ſagte dieſer zu ſeinen Freunden, „wenn auch eine Jüdin. Seht nur einmal das wunderſchöne glänzende Seidenhaar, das feurige Auge, die runden Formen! **Ma foi**, eine deliciöſe Kokette wäre ſie, welche mir manche langweilige Stunde recht angenehm vertreiben könnte!“

„Schön!“ lachte Baron H. „Du biſt auf dem beſten Wege, komplet überzuſchnappen. Eine Jüdin und Graf Ch., es wäre zum Todtlachen! Das würde eine hübſche Revolution in der Société geben!

„Freund!“ entgegnete der Graf, „meinſt Du denn, ich könnte je ſo närriſch ſein, auch nur im Entfernteſten an eine ernſthafte Liaiſon mit einer Perſon zu denken, welche nebſtdem, daß ſie eine Bürgerliche, noch dazu vom auserwählten Volke Gottes iſt? — Und wenn ihr Vater noch einige Millionen mehr erſchachert und erwuchert hätte, ſo würde es ſich hübſch ausnehmen, wenn ein Graf Ch., deſſen Verwandte hohe Stellen im Staate bekleiden, ſo eine Meſalliance ſchlöſſe, welche einzugehen mancher Bürgerliche Bedenken trüge! Wer wird denn gleich an ſolche ernſthafte Dinge denken! Aber mich unterhält es, zu ſehen, wie weit die Thorheit und Einbildung bei einer ſolchen Perſon geht, denn, **parole d'honneur**,

sie ist nicht zu gut, mir ernsthafte Absichten zuzutrauen! Seht nur, wie sie sich ziert!"

„Und warum nicht?" entgegnete Graf B.; „haben nicht erst neulich zwei Kavaliere ersten Ranges dumme Streiche gemacht und sich mit Schauspielerinnen zu tief eingelassen? Das muß freilich solchen Mädchen die Köpfe verdrehen, wenn sie noch dazu ein hübsches Lärvchen nebst einer baaren Million Mitgift besitzen."

„Ich will es gern glauben," versetzte Baron H., „aber gewiß ist es, daß uns nichts mehr herabsetzt, nichts mehr unser Ansehen schwächt und die Ehrerbietung, welche man uns sonst zollte, als diese Mesalliancen, die von Staatswegen verboten werden sollten. Ueberhaupt ist es unverzeihlich, daß man den Adel an so viele Personen vergiebt, welche sich dann uns unbedingt gleichstellen, wenn auch der Papa oder Großpapa Schreiber in einem Bureau war oder ein Komptoir hielt. Als ob es mit dem bloßen Nobilitiren abgethan wäre, und man nicht auch Ahnen haben müßte, um ächten Adel ansprechen und repräsentiren zu können."

„Das Volk ist zu aufgeklärt," seufzte ein alter Marquis, dessen Eltern in den neunziger Jahren sich aus Frankreich geflüchtet hatten. „Gebt Acht, es wird einmal so eine Geschichte geben, wie unter dem sechzehnten Ludwig. Nennt sich doch schon jeder Schuster und Schneider Herr von; wie weit ist es noch von dem Punkte, Jeden ohne Unterschied

Die Wette.

Eine Bagatelle aus der fashionablen Welt.

„Ein'n Jux will er sich machen!"
Nestroy.

und bat ihn um Vergebung für all' den Kummer, den ſie ihm bereitet — bat ihn um ſeinen Segen. Kaum der Sprache mächtig, legte er die Hand auf das Lockenhaupt der Tochter; — ach, mit ganz anderen Gefühlen hatte er gewähnt ſie zum Altare zu geleiten mit dem Manne ihres Herzens, ihrer Wahl!

Leiſe wurden die Flügelthüren geöffnet und Baron W. trat ein. Er wollte die Einzige, die er wahr und treu geliebt hatte, noch ein Mal ſehen. Er war blaß geworden, der Kummer hatte auch von ſeinem Antlitze alle Spuren einſtigen Frohſinns getilgt, ſein Auge war düſter und mit Mühe bekämpfte er, der ſtarke Mann, gewöhnt an die Stürme des Lebens, die Thränen, welche hervorzubrechen drohten bei dem Anblicke Derjenigen, die er nun verlieren ſollte auf ewig.

Ein leichtes Zittern befiel Albertinen, als ſie dem Manne gegenüber ſtand, den ſie ſo heiß geliebt hatte auf Erden, der ihr Alles geweſen, dem ſie ſich hingegeben mit aller Kraft jungfräulicher Liebe. Stumm reichte ſie ihm die Hand; er küßte ſie mit Inbrunſt.

„Albertine!“ rief er mit gerührter Stimme — „Albertine, müſſen wir uns ſo wiederſehen, uns ſo trennen für dieſes Leben?! Konnten Sie dies Herz, das nur für Sie ſchlug, ſo grauſam täuſchen — das Lebensglück eines Mannes vernichten mit einem Schlage, wie ein muthwilliges Kind mit einem Hauche ein ſorgſam aufgebautes Kartenhäuschen? Sie haben mir Liebe geheuchelt, alle Ihre Schwüre waren

Trug, und haben ein falſches Spiel mit mir geſpielt! Woher ſonſt dieſe plötzliche Sinnesänderung?“

Albertine war ergriffen von Arthurs wahrem, männlichem Schmerze, auch aus ihren Augen ſtrömten unaufhaltſam Thränen; ſie hatte ihn ja geliebt, ſie liebte ihn ja noch mit aller Kraft ihrer Seele. Sie wankte und mußte ſich auf den Arm des Vaters ſtützen.

„Albertine!“ fuhr der Baron gerührt fort, „ein Wort, den letzten Troſt, ehe Sie für immer ſcheiden! Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie ſo an mir handelten? Mein Lebensglück iſt zertrümmert, ich habe nichts mehr auf dieſer Welt, wenn ich Sie verliere — Sie, die ich anbetete, verehrte, liebte, mehr als Alles! Albertine, warum haben Sie mir dieſe Qualen bereitet?“ —

Albertine wurde leichenblaß, ſie zitterte am ganzen Körper, ihre Leidenſchaft erwachte und mit ihr der Kampf, aus welchem ſie ſchon als Siegerin hervorgegangen zu ſein gewähnt. Minutenlanges Schweigen trat ein — mühſam errang ſie Faſſung.

„Arthur!“ ſagte ſie mit dem Tone der alten Liebe und Zärtlichkeit, in den ſich unendliche Wehmuth miſchte — „Gott iſt mein Zeuge, ich habe kein falſches Spiel mit Ihnen getrieben; Sie waren meine erſte Liebe, wie Sie meine einzige waren! — Ich liebte Sie bis zu dieſer Stunde. Ihr Bild wird, wenn auch nur wie das Andenken an liebe

Nicht lange dauerte es, so erhielt der Graf ein Billet vom Banquier St. M., worin er ihn zu einem glänzenden Balle einlud — damit, wie er ausdrücklich bemerkte, seine Frau und Töchter das Vergnügen haben könnten, eine so geistreich und interessant eingeleitete Bekanntschaft erneuern zu können.

Der Graf lachte und nahm die Einladung an. —

Alter, lachender Demokritos der Deutschen, wie sehr hast Du Recht, wenn Du sagst: es gäbe lange nicht so viel Stolz, Arroganz und Uebermuth der Großen, wenn es weniger Kriecherei, Niederträchtigkeit und Erbärmlichkeit der Geringeren gäbe!

Wer hatte es gethan?

Eine Kriminalgeschichte.

„Praxis führt zu ganz andern Resultaten der Menschenleitung und Menschenkunde, als die bloße philosophirende Vernunft aus der Menschennatur herzuleiten sucht."

Aus den Papieren eines lachenden Philosophen.

Ein stilles grünes Thal empfängt den Wanderer, welcher diesen Theil Böhmens durchzieht, der so reich an Naturschönheiten ist, wenn er herabsteigt von den waldbedeckten Bergen, die hineinragen in's Blau der Luft, gleich himmelstürmenden Titanen, und von deren Gipfel man eine entzückende Fernsicht genießt. Ein wenig befahrener Landweg schlängelt sich durch die Ebene — weite Wiesengründe, in den Sommermonaten mit duftenden Gewächsen und Blumen bedeckt, erquicken das Auge, und mit leisem Murmeln eilt ein Bach durch das frische Grün dem fernen Flüßchen zu, in welchem er sein Grab findet. An dem Uferrande desselben, knapp am Fuße des Gebirges, steht eine Mühle, ein Gebäude aus Holz, mit weitläufigem Gehöfte, deren eintöniges Geklapper allein Leben bringt in das heilige Schweigen der Natur.

Tief im Walde, auf des Gebirges entgegengesetzter Seite, ist das Haus des Revierförsters auf einer kleinen Waldwiese, in dessen Nähe jenes Bächlein aus moosüberzogenem Gestein entspringt, und schäumend über Kiesel und Baumwurzeln hüpft, bis es den kleinen Fall erreicht, welcher es der Ebene zuführt.

Das Forsthaus war, wie alle Häuser der Gebirgsgegenden, aus Holzstämmen zusammengefügt, welche auf einer gemauerten Unterlage von halber Mannshöhe ruhen. Die Fugen zwischen denselben sind sorgfältig mit Moos und Flachsabfällen verstopft, um die Kälte abzuhalten, welche hier einen viel höheren Grad erreicht, als in der Ebene; sodann sind sie mit weißem Mörtel überstrichen, was dem Gebäude, bei der Gleichförmigkeit der Streifen auf dem dunklen, wettergebräunten Holzgrunde ein sonderbares Ansehen giebt. Die kleinen Fenster haben hölzerne Läden für die langen Winterabende, ein mächtiger Kachelofen nimmt einen großen Theil der Stube ein, in der Mitte steht der braun gebohnte Tisch; an der Wand hängen einige Heiligenbilder, Gewehre und Waidtaschen, die anstoßende Kammer ist das Schlafgemach des Revierförsters. Auf der anderen Seite der Hausflur ist die Stube des Gesindes, das Zimmer für die Waidjungen. Oben auf dem Giebel des Hauses prangen ein Paar mächtige Hirschgeweihe, zahlreiche Jagdhunde haben ihre Unterkunft in den kleinen, mit Stroh gedeckten Ställen, indeß die Lieblinge im Zimmer zu den Füßen des Herrn liegen, oder am warmen Ofen.

Fünfundzwanzig Jahre muß sich der Leser zurückdenken; das Thal hat von seinem Charakter in neuerer Zeit nichts verloren, die Gebäude sind unverändert geblieben; gerade so wie noch heute klapperte

die Mühle unten im Thale, ſtand das Jägerhaus im Walde; aber andere Bewohner lebten im Thale und auf dem Berge, die Helden des bürgerlichen Trauerſpieles, welches wir hier den Augen unſerer Leſer enthüllen.

Der Müller W. war ein wohlhabender, ja für dieſe Gegend ein reicher Mann. Er hatte die Mühle ſammt den Grundſtücken bereits von ſeinen Eltern ererbt, und durch weiſe Sparſamkeit, trotz der ſchweren Kriegsjahre, ſeinen Reichthum faſt verdoppelt. Er war aber auch karg, geizig und nicht im beſten Rufe bei ſeinen Kunden, obgleich die ganze Umgegend in Ermangelung einer anderen Mühle das Korn zu ihm fahren mußte. Sein Aeußeres war ganz der Spiegel ſeiner Seele — er war klein und hager, wenngleich von feſtem Knochenbau; ſeine grauen Augen ſchielten ein wenig unter dichten, buſchichten Brauen, und ſpielten in's Grünliche bei der geringſten Aufregung; ſeine Naſe bog ſich ſcharf herab, wie der Schnabel eines Geiers; der Mund war breit und unförmlich, die Winkel ſchief herabgezogen. Die bläulichen Lippen deckten kaum die großen Zähne, welche Hauern ähnlich hervorſtanden; das ganze Geſicht hatte eine dunkelgelbe Farbe, wie der Pergamenteinband eines alten Kirchenvaters. Müllerhanns, wie er in der Gegend allgemein genannt wurde, war Junggeſelle geblieben bis in ſein dreißigſtes Jahr, ob er gleich dem weiblichen Geſchlechte nicht abhold

ſchien; er hatte mehrere Körbchen erhalten, da er trotz ſeiner häßlichen Außenſeite ziemlich wählig war und nebſtdem viel auf die Mitgift hielt. War es ein Wunder, daß die reichen Dirnen lieber junge, ſchlanke Burſchen nahmen, als den klapperdürren Filz? —

In den letzten Jahren vor dem Beginne dieſer Geſchichte hatte er ſich mehr und mehr zurückgezogen von den Bauern der benachbarten Orte, mit welchen er Abends öfters im Kruge zuſammen gekommen war. Er unterhielt ſich daheim mit der Berechnung und dem Zählen ſeiner Erſparniſſe, und vergaß dabei aller anderen Bedürfniſſe. Der Geiz iſt ein Laſter, welches ebenſowohl mit den Jahren, als mit dem Beſitze ſelbſt wächſt; der Müller war ein vollendeter Harpagon geworden. Er lebte nur noch ſeinen Geldſäcken — ſie bildeten ſeine Familie, ſeine Geſellſchaft, ſein Alles. Er verſagte ſich die kleinſten Bedürfniſſe, dankte ſeine Mühljungen ab, indem er ſelbſt für zwei arbeitete und einer alten tauben Magd die Beſorgung des Hausweſens überließ.

Gerade das Gegentheil vom Müller war der Revierjäger Anton G. — ein rüſtiger Mann von einigen zwanzig Jahren, gewachſen wie eine Tanne, kräftig und breitſchultrig. Er hatte in einem öſterreichiſchen Feldjäger-Bataillon gedient, die letzten Campagnen gegen den Korſen mitgemacht, und vom Fürſten W. nach ſeinem Abſchiede dieſe Stelle erhalten. Sein Geſicht, von Sonne und Wind gebräunt, war männ-

lich schön, sein Auge voll Feuer; seine militärische Haltung und der dunkle Schnurrbart über den wohlgeformten Lippen machten ihn interessant. Manches Mädchen schielte in der Kirche und auf dem Tanzplatze mit heimlichen Seufzern nach dem schmucken Jäger in seiner knappen grünen Uniform.

Anton war fröhlichen Gemüthes, ein rascher, unermüdeter Tänzer und wußte ebensogut lustige Stücklein auf dem Waldhorne zu blasen, als fröhliche Tänze auf der Zither zu spielen. Die jungen Burschen der Umgegend sahen ihn gern in ihrer Gesellschaft — er verdarb keinen Scherz, keine Unterhaltung, und ließ manches blanke Guldenstück im Wirthshause sitzen, wenn er an Sonn- oder Festtagen bei guter Laune war und seine Bekannten zechfrei hielt.

Eine halbe Stunde von jenem einsamen Thale liegt das Gebirgsdorf J—thal, meistens von Sassen und Häuslern bewohnt, welche Weberei treiben. Unter den Dirnen desselben war Röschen unstreitig die Krone, und verdiente diesen Vorzug eben so ihrer Schönheit, wie ihrer Sittsamkeit wegen. Die launische Natur hatte ein Wesen mit seltener Vollendung geschaffen und mit Reizen geschmückt in die Wiege eines armen Webers gelegt, welches die Zierde und die Königin jedes Salons geworden wäre. Wer Röschen Sonntags zur Kirche gehen sah, blühend wie eine Rose, das hellblonde Haar in leichte Zöpfe gewunden, das blaue Vergißmeinnicht-Auge sittsam

zu Boden geſchlagen, in der ſchmucken Tracht der Landmädchen, der mußte es ſich geſtehen, ſelbſt in den Werken unſerer alten deutſchen Meiſter kein lieblicheres Geſichtchen getroffen zu haben.

Unter allen Bewerbern zeichnete Röschen keinen ſo aus, als den ſchmucken Förſter, welcher ſich auch eifrig um ihre Gunſt bemühte. Die jungen Leute liebten ſich, und bald hatten ſie auch Gelegenheit gefunden, ſich ihre gegenſeitige Neigung zu geſtehen. Anton wartete nur auf die Heirathsbewilligung von Seite ſeines Fürſten, um beim Vater um Röschens Hand anzuhalten. Auch Müllerhanns hatte nicht ungeſtraft Röschens Reize bewundert, er fühlte wieder nach Jahren die erſte menſchliche Regung ſeiner Bruſt und ſtrebte beim Kirchengange ihr auf alle mögliche Weiſe ſein Wohlgefallen zu zeigen. Aber Röschen ſchien keine Augen für ihn zu haben, ihr Herz war ſchon vergeben, und umſonſt bemühte ſich der reiche Müller, den unbemittelten Förſter daraus zu verdrängen. Hanns erſchien nun auf einmal wieder zur Verwunderung des ganzen Dorfes öfters in der Schenke, beſonders wenn das junge Volk ſich zum Tanze eingefunden hatte. Er ſaß ſtill und vornehm lächelnd hinter ſeinem Bierkruge und verfolgte Röschen mit verliebten Blicken; ja, er wagte es öfters ſie zu einem Tänzchen aufzufordern, trotz den grämlichen Mienen des Jägers und den Spöttereien der Burſchen. Aber vergebens ſuchte er einen freundli-

cheren Blick, einen Händedruck zu erhaſchen, das Mädchen blieb gleich gegen Alle; nur wenn ſie mit Anton ſprach, glänzte ihr Auge feuriger, nur wenn ſie mit ihm tanzte, ſchien ſie verändert. Der Geizhals ärgerte ſich weidlich über die verlorene Mühe und das verſchwendete Geld, ohne von ſeinem Plane ganz abzugehen. Er hielt ſich mehr an den Vater, lud ihn öfters ein, mit ihm gemeinſchaftliche Zeche zu machen, welche er dann zum Erſtaunen des Wirthes und der Gäſte berichtigte. So war der Sommer und Herbſt vergangen, und ein früher Winter hereingebrochen. Mit ihm kam auch die Theurung; denn die Erndte war ſchlecht ausgefallen, die Kartoffeln nicht gerathen.

Die armen, blos von ihrem kärglichen Verdienſte lebenden Weber waren dem größten Mangel Preis gegeben. Auch Röschens Vater litt unter dem allgemeinen Elende, und wußte ſich bald keinen Rath mehr zu ſchaffen. In dieſer Verlegenheit erſchien ihm der Müller Hanns wie ein rettender Engel, welcher ihm auf eine Verſchreibung eine kleine Summe borgte. War er ihm früher ſchon gewogen geweſen, ſo vergötterte er ihn nunmehr, und vertheidigte ihn gegen ſeine Nachbarn und Röschen, wenn die Rede auf den Geizhals kam, der bei der allgemeinen Noth Niemandem einen Heller borge. So ſtanden die Dinge zu der Zeit, in welcher eigentlich dieſe Geſchichte beginnt. —

Die Christfeiertage waren im Anzuge, die Kälte im furchtbaren Zunehmen — der Schnee, welcher schon längst die Berggipfel in seine weiße Decke eingehüllt hatte, lag auch in der Ebene in beträchtlicher Masse und erschwerte die Kommunikation. Der alte Veit, Röschens Vater, saß eines Abends am Webstuhle, Röschen auf der Ofenbank und spann. Mit wohltönender Stimme sang sie eine jener alten Weisen, welche sich vom Großvater auf den Enkel vererbt haben; der Kienspahn, welcher in einem Ringe neben dem Ofen stak, flackerte hell und verbreitete ein gelbliches, zitterndes Licht in der Stube. Da wurde ziemlich derb an die Fensterladen gepocht.

„Rose, siehe wer draußen ist!" sagte Veit, seine Arbeit unterbrechend. Das Mädchen nahm den brennenden Spahn und ging hinaus, in süßer Erwartung, daß es Anton sei, welcher sie besuchen wolle. Sie öffnete die Thüre und trat erstaunt zurück, als sie den Müller erblickte. „Ei guten Abend!" rief er im näselnden Tone; „das ist ja eine gute Vorbedeutung, daß Sie mir die Thüre öffnet, Jungfer! Ist Ihr Vater zu Hause?"

„Allerdings, Müllerhanns!" antwortete das Mädchen, und drückte die Thüre hinter dem Gaste wieder in die Klinke. „Aber was führt Euch noch so spät und bei diesem Schnee ins Dorf?"

„Werdet schon sehen, schönes Röslein!" entgegnete der Müller freundlich grinsend, indem er ver-

ſuchte, das Mädchen in die Wanze zu kneipen. Dieſe aber ſtieß die Stubenthüre auf und entſchlüpfte ihm, wie ein Aal. Sorgſam ſchüttelte der Müller die Schneeflocken von der Mardermütze und dem grauen Mantel, dann trat er in die Wohnſtube und reichte dem Weber mit einem freundlich geſprochenen „guten Abend“ die Hand. Als dieſer aber die Frage der Tochter wegen des ſpäten Beſuches wiederholte, ſchmunzelte der Müller geheimnißvoll und ſagte: „Habe eigens den Rappen anſpannen laſſen, und bin heraufgefahren ins Dorf aus meiner einſamen Mühle, um Euch zu ſehen, Gevatter! Kommt bald der heilige Chriſt, und da möchte ich mir gern ſelber Etwas beſcheeren für Haus und Wirthſchaft — habe Euch um Rath fragen wollen und anklopfen hier im Hauſe in Zucht und Ehren. Laßt uns ein Wörtchen zuſammen reden im Vertrauen!“ —

Veits Verwunderung ſtieg auf den höchſten Grad, und er zerbrach ſich vergebens den Kopf über das Anliegen des reichen Müllers. — „Legt ab, Gevatter,“ ſagte er treuherzig, „und folgt mir in die Kammer. Da mögt Ihr Euer Herz ausſchütten, ohne daß uns das Mädel da belauſcht. Röſel! ſo hilf doch dem Gevatter aus dem Mantel!“ —

Hans hatte bald den Mantel und die Mütze abgelegt; — er ſtand im Feſtgewande vor den Erſtaunten. In einer weiten Jacke von lichtblauem Tuch mit kurzen, breiten Schößen ſtak der Oberleib,

unter derſelben trug er eine Weſte von rothem Tuche mit großen, runden Silberknöpfen; um die dürren Beine ſchlotterten kurze Hoſen von ſchwarzem Plüſch, blaue Strümpfe und Schuhe mit großen Schnallen vollendeten den Anzug. Mit Wohlgefallen beſah ſich der Müller, zupfte an der großen Schleife des ſchwarzſeidenen Halstuches, und folgte mit einem verliebten Blicke auf das reizende Mädchen dem Vater in die Kammer.

Mit leicht verzeihlicher Neugierde harrte das Mädchen auf der Ofenbank dem Ausgange der Unterredung, welche eine ziemliche Weile dauerte. Ein paar Mal verſuchte ſie es, an der Thüre zu lauſchen, aber ohne mehr als einige abgeriſſene Worte zu erhaſchen, aus denen ſie nicht recht klug werden konnte. Endlich, nach einer Glockenſtunde, traten Beide wieder in die Stube. Des Müllers Antlitz glänzte vor Freude; auch der Vater ſchien äußerſt vergnügt. Der Müller näherte ſich dem Mädchen und verſuchte auf ſeine plumpe Art einige Scherze, indeß der Weber ſeinen Pelz anzog und die Mütze aufſetzte. Roſe trumpfte den Zudringlichen derb ab. „Hi! hi!“ lachte er heiſer, „ziere Sie ſich nur nicht ſo, mein Engel; wenn Sie einmal Frau Müllerin iſt, wird Sie ſchon ein anderes Geſicht machen!“ —

„Gott behüte mich davor in Gnaden!“ ſeufzte das Mädchen vor ſich hin.

„Ich gehe mit Hans in die Schenke," sagte der Weber, sich vergnügt die Hände reibend; „ich will heute früher Feierabend machen! Hüte mir das Haus, Mädel, und wenn der Anton etwa kommt, so schicke ihn auf der Stelle fort, oder das Donnerwetter soll d'rein schlagen! Für eine Braut schickt sich das Liebeln nicht mehr!"

Das Mädchen war blaß geworden bei der Rede des Vaters. — Sollte Anton schon um ihre Hand angehalten haben? Die beiden Männer gingen fort; Röschen schloß die Thür hinter ihnen. Ihr Herz pochte voll Unruhe; sie wollte spinnen, aber ihre Hände zitterten. Der Vater hatte gesagt, sie sei Braut; aber mit wem? „Warum soll ich Anton fortschicken, wenn er kommt?" dachte sie, „er ist ja mein Bräutigam! Der garstige Müller!" —

Die schwarzwälder Uhr wies auf Sieben; — um diese Stunde pflegte der Förster im Vorübergehen bei ihnen einzusprechen. Heute weilte er auch gar zu lange! — „Was nur der Hans beim Vater gewollt? was er nur mit dem plumpen Scherze von der Frau Müllerin meinte?" Diese Gedanken kreuzten sich in ihrem Kopfe.

Eine Stunde mochte so verflossen sein, als abermals heftig an den Laden geklopft wurde; das Mädchen öffnete. Anton stand vor der Thür in seinem grauen Ueberrocke, Büchse und Waidsack umgehangen; sein braungefleckter Nero revierte im Schnee. Hastig trat

der Jäger ins Haus und zog die Thür hinter ſich zu. Er war aufgeregt, erhitzt, faſt athemlos vom ſchnellen Gehen. „Ruhig, Nero! Kuſch!“ rief er dem Hunde zu, der mit freudigem Gebelle an dem Mädchen emporſprang.

„Roſe!“ ſagte er mit bewegter Stimme, indem er ſeinen Arm um des Mädchens ſchlanke Geſtalt legte, „iſt es wahr, was ich von Dir hören mußte? Ich kann es kaum glauben, kaum meinen Ohren trauen; aber ich hörte es unten in der Schenke aus Deines Vaters eigenem Munde. Du biſt Braut?!“ —

„Ich?“ ſtammelte das Mädchen erſchrocken. „Anton, was denkſt Du?“ —

„Verſtelle Dich nicht!“ eiferte der Jäger, „ich weiß Alles. Du haſt Dein Wort gebrochen und mit ihm mein Herz! Warum mußte ich auch Dir trauen! ihr Weiber ſeid ja veränderlich, wie das Aprilwetter! Freilich wenn ein reicher Freier kommt, muß der arme Schlucker, der nichts hat, als ſein knappes Dienſteinkommen und ein redliches Herz, Flucht ergreifen, wie der Edelhirſch vor dem Brakhunde! Ich hätte mir es denken können, wie der Müller ſo zuthunlich wurde und dem Vater mit ſeinen harten Thalern wieder auf die Sprünge half. Es war ja auch das Sündengeld, das Dir die Augen verblendete, daß Du einſtimmteſt zu dem Bunde mit dem Geizhalſe!“ —

„*Anton!*“ rief Roſe, „ich bitte Dich, was iſt

vorgefallen, daß Du mir ſolche Vorwürfe machen kannſt, die ich nicht verdiene? Was haſt Du erfahren? Was ſoll's mit der Brautſchaft und dem geizigen Müller? Geh', Du willſt mich necken, und es iſt nicht hübſch von Dir, daß Du ſolche Geſchichten erfindeſt!"

Ungläubig blickte der Förſter das Mädchen an, welchem die hellen Thränen in die Augen getreten waren. „Scherz!" entgegnete er nach einer Weile, „Du glaubſt, ich ſcherze, und mir blutet das Herz. Es iſt nur zu gewiß, Du biſt die Braut des Müllers, und ich thue mir ein Leid an, oder kündige den Dienſt auf und gehe in die weite Welt!"

Roſe erbleichte; ihre Ahnung, welche ſie ſich ſelbſt nicht zu geſtehen gewagt, war in Erfüllung gegangen. Sie faßte die Hand des Geliebten. „Anton!" ſagte ſie mit bebender Stimme, „ich habe nur Dich geliebt und werde nur Dich lieben. Noch weiß ich nichts von dem Unglücke, das uns betreffen ſoll. Der Müller war hier und hat mit dem Vater eine Unterredung gehabt; darauf ſind ſie fortgegangen. Anton! ich beſchwöre Dich, woher weißt Du es ſo gewiß, daß man mich dem abſcheulichen Filz verkuppeln will?!"

„Ich ſaß unten in der Schenke," berichtete Anton aufgeregt, „hinter meinem Bierkruge, und wartete auf den dicken Holzhändler, mit dem ich einen Kontrakt abſchließen ſollte. Da kommt der Müller

mit Deinem Vater herein und ſetzen ſich an den Tiſch neben mir. Da habe ich denn die ganze Verhandlung mit angehört; künftige Faſtnacht ſoll Hochzeit ſein; ſie haben ſchon Alles ins Reine gebracht. Sie ſprachen abſichtlich ganz laut, daß ich es hören ſollte, und der ſchielende Schuft nannte Dich zwanzig Mal in einem Zuge ſein liebes Bräutchen. Da ward es mir zu viel; ich nahm Mütze und Gewehr, pfiff meinem Hunde und packte mich fort. Erſt wollte ich gar nicht mehr zu Dir kommen, Du ſollteſt meinen Schmerz und meine Verzweiflung über Deine Untreue nicht ſehen, aber es zog mich doch wieder her mit unwiderſtehlicher Gewalt zu Dir, um wenigſtens Abſchied zu nehmen für immer. Nimm Dir den reichen Müller und ſei glücklich, wenn Du es kannſt; ich werde Dich doch immer lieb haben, wenn Du auch mein Herz gebrochen haſt!“ —

Das Mädchen wurde bleich und zitterte wie Eſpenlaub. „Ich habe es mir gedacht,“ flüſterte ſie mit von Thränen erſtickter Stimme, „als ich den Müller heute kommen ſah, und meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Aber, Anton, ich kann nicht von Dir laſſen, und wenn mich der Vater auch darum aus dem Hauſe ſtoßen ſollte. Ich habe Dir Liebe geſchworen, und ein ehrliches Mädchen hält ihr Wort. Lieber ginge ich in den Tod, als mit dem Hans zum Altar!“

„Roſe!“ rief der Förſter freudig und preßte die

Geliebte ans Herz, „iſt es Dein Ernſt? ziehſt Du wirklich mich dem reichen Freier vor, mich, den armen Waidmann?“

„Es iſt mein heiligſter Ernſt!“ betheuerte das Mädchen; „arm bin ich geboren, in Armuth aufgewachſen, und Deine Liebe gilt mir mehr, als alle Schätze. Man hat mich noch nicht gefragt, aber wenn auch der Vater meinen Bitten kein Gehör giebt, wenn er mich mit Gewalt zum Altar ſchleppen ſollte: noch in der letzten Minute ſage ich Nein!“

Neue Hoffnung zog in die Bruſt des jungen Mannes, als er die Ueberzeugung von der Liebe und Treue ſeines Mädchens gewonnen hatte. „Es kann noch Alles gut werden,“ tröſtete er die Weinende, welche das blonde Köpfchen hängen ließ, wie eine welkende Blume, „habe ich nur die Gewißheit, daß Du mich liebſt! Morgen gehe ich auf's Amt; der Herr Verwalter iſt mir gewogen und hat mein Geſuch beim Fürſten unterſtützt. In ein paar Tagen kann die günſtige Entſcheidung da ſein, und dann will ich doch ſehen, ob Dein Vater ſo hartherzig iſt und uns widerſtehen kann. Der Oberförſter hat mich gern; wir waren zuſammen in einem Bataillon; er ſoll ein gutes Wort für mich einlegen, und wir ſchießen dann Viktoria! wie nach der Leipziger Schlacht!“ —

Glühende Küſſe wechſelten die Liebenden und koſ'ten noch lange von ihren Angelegenheiten. —

die Hoffnung dämmerte wie eine roſige Aurora am Nachthimmel ihrer Liebe empor, und liebende Herzen ſind ja gläubig. —

Unfrieden und Trauer war ſeit jenem Abend in die Hütte des Webers eingekehrt, wo ſonſt nur Friede und ſtille Geſchäftigkeit walteten. Schon am anderen Morgen hatte er der Tochter des Müllers Bewerbung mitgetheilt und die Zuſage, die er Jenem geleiſtet. Er ſtellte ihr dieſe Heirath ins günſtigſte Licht, aber er traf bei Röschen auf den entſchiedenſten Widerſtand. Keine Bitten halfen und kein Zureden; vergebens erſchöpfte er ſich in den glänzendſten Schilderungen ihrer künftigen Lage als reiche Müllerin, vergebens ſuchte er den armen Förſter in ihren Augen herabzuſetzen. Theilnahmlos blieb die Tochter für das Eine wie für das Andere und bat den Vater, ſie nicht ins Unglück zu ſtürzen. Der alte Veit kannte in ſeinem Zorne keine Grenzen; er konnte nicht begreifen, was dem Mädel durch den Sinn gefahren, daß ſie eine ſolche herrliche Parthie ausſchlagen wolle. Die ernſteſten Maßregeln wurden genommen, dem Grünrocke ziemlich derb das Haus verboten und Röschen gehütet Tag und Nacht, daß ſie nicht mit Anton zuſammenkomme.

Der Müller war der tägliche Gaſt im Hauſe des Webers und bemühte ſich vergeblich um die Gunſt

des Mädchens, welches ihn keines freundlichen Blickes oder Wortes würdigte und ihm auszuweichen ſuchte, wo ſie nur konnte.

Auch im Jägerhauſe herrſchte Mißmuth und Trauer. Anton hoffte zwar Alles von der Gönnerſchaft ſeiner Vorgeſetzten und baute auf Röschens Treue, aber ſeine Sehnſucht, ſeine Ungeduld nach endlicher Löſung der mißlichen, zweideutigen Lage wuchs von Tag zu Tag. So vergingen einige Wochen, als ihm der Amtsbote die Heirathsbewilligung brachte, welche, vom Fürſten unterzeichnet, ſoeben aus Prag angekommen war. Voller Jubel, wie ein Kind am Weihnachtsabend, ſprang der Glückliche in der Stube umher, herzte und küßte ſeinen zottigen Nero, welcher in letzter Zeit wenig freundliche Geſichter zu ſehen bekommen hatte, und gab ſeinen Waidjungen ein fröhliches Mahl. Er hätte ſo gern dem Mädchen ſeines Herzens die Freudennachricht mitgetheilt, aber Röschen wurde ſo ſtreng bewacht, daß dies eine Unmöglichkeit war. Anton nahm ſich ein Herz und bat ſeinen Oberförſter, den Freiwerber beim alten Veit zu machen, was Jener auch ſeinem früheren Waffengefährten gern zuſagte. Der nächſte Sonntag wurde dazu beſtimmt; unter banger Sehnſucht und von Zweifeln unterbrochenem Hoffen erwartete ihn der Verliebte. Die Miſſion war nicht zum Günſtigſten ausgefallen; der alte Weber, verblendet von dem Gelde des Müllers, wollte nichts von einer Verbindung ſeiner

Tochter mit einem armen Schlucker wiſſen, — er ſchmähte dieſe, daß ſie leichtſinnig ihr eigenes Glück mit Füßen träte, und nur der Reſpekt vor dem Oberbeamten hielt ihn von dem vollen Ausbruche ſeines Zornes zurück. Röschen beſtürmte den Vater mit Bitten und Vorwürfen, beſchwor ihn wiederholt, ſie nicht unglücklich zu machen. Der Oberförſter glaubte nun ernſtere Maßregeln nehmen zu müſſen. Er ſtellte dem hartnäckigen Vater vor, daß es gegen alles göttliche und menſchliche Recht ſei, ein Kind zu einer Verbindung zu zwingen, welche unmöglich gute Folgen haben könne; er berief ſich auf den Schutz der Geſetze, welche es nicht geſtatteten, Jemanden zu einer Handlung zu nöthigen, welche freiwillig unternommen werden müßte. Finſter hörte der Weber alle Vorſtellungen und Rathſchläge an — er konnte ſeinen Lieblingsgedanken nicht ſo ſchnell aufgeben — er war ja ſelbſt zu ſehr dabei intereſſirt, und Eigennutz, Egoismus ſind die mächtigſten Hebel in der Menſchennatur. Alles, was der Oberförſter erlangen konnte, war das Verſprechen, ſich die Sache überlegen zu wollen, und die Bitte, kommenden Sonntag wieder anzufragen.

Röschen ſchöpfte freier Athem, dankte dem gütigen Fürſprecher von Herzen und hoffte alles Mögliche von ſeinen erneuten Bemühungen, welche er dem lieben Kinde gern zuſagte. Anton war ſehr niedergeſchlagen und die erbetene Friſt bis zur Entſcheidung

ſeines Schickſals eine wahre Marterwoche! — Veit hielt häufige geheime Unterredungen mit dem Müller, welche ihn immer grämlicher machten. Still ging Röschen ihren Geſchäften nach, wie immer; ſie ſetzte dem Schelten und Toben des Vaters und deſſen heftigen Vorwürfen ſtilles Dulden entgegen. So war abermals der Sonntag herangekommen, und der Oberförſter erſchien um Antwort.

Die Unterredung dauerte lange und wurde ziemlich heftig geführt. Der Alte ſetzte diesmal Bedingungen feſt, wenn er von ſeinem Plane abgehen ſolle. Er wolle ſeine Tochter keineswegs zu ihrem Glücke zwingen, wenn ſie nicht ſelbſt vernünftig genug ſei, ihren Vortheil einzuſehen, aber ſeine Pflicht ſei es auch, dafür zu ſorgen, daß ſie ſich nicht thöricht und leichtſinnig ins Unglück ſtürze.

„Sie hat Nichts," fuhr er, heftiger werdend, fort, „nicht einen rothen Heller Ausſteuer, der Förſter auch Nichts; wovon ſollen ſie leben? So ein Jäger in unſeren Gegenden iſt keinen Tag ſicher, daß er nicht von einem Wilddiebe oder Schwärzer todtgeſchoſſen wird, was ſoll dann aus dem Weibe werden, welchem er nichts hinterläßt, als den Bettelſtab und vielleicht noch dazu ein Paar Rangen?! Der Müller hätte ſie verſorgt, aber ſo ein Habenichts kann ihr Nichts bieten! Gut, ich gebe meine Einwilligung, wenn Anton ein Kapitälchen von zweihundert Thalern ausweiſt. Hundert Thaler bin

ich dem Müller schuldig; sie sind auf mein Häuschen sammt Grundstück gerichtlich vorgemerkt, und der Müller verkauft sie mir, wenn aus der Hochzeit nichts wird und ich ihn nicht bezahlen kann. Hundert Thälerchen mag er dann anlegen in Rentscheinen, daß Weib und Kind einmal nicht am Hungertuche kauen dürfen. Es ist mein letztes Wort," schloß er, „und damit basta! Zwingen werde ich das Wettermädel nicht, aber auch dem Müller mein Wort nicht brechen, und mich salviren. Er mag dann zusehen, wie er mit seiner Braut fertig wird, es ist seine Sache."

Der Oberförster zuckte die Achseln und meinte, solch eine Summe sei für Anton unerschwinglich; er verschwendete vergebens seine ganze Ueberredungskunst — der Alte blieb starrsinnig.

Anton war verzweifelt, als ihm sein Freiwerber diese harte Bedingung mittheilte. „Funfzig Thaler ist mein Alles," sagte er traurig, „und wenn ich meine ganze Freundschaft in Kontribution setze, so bringe ich höchstens noch einmal so viel zusammen auf Abschlagszahlungen. Woher aber das Uebrige nehmen?" —

Vergebens entschloß er sich zu dem sauern Gange, dem alten Veit selbst sein Anliegen vorzutragen, — der Weber blieb unerbittlich. Röschen tröstete den Geliebten; sie allein hatte Muth und Hoffnung nicht verloren. „Hoffe!" flüsterte sie dem Abschiednch-

wenden zu, „harre aus, Anton! ich bleibe ſtandhaft und treu. Ich will arbeiten Tag und Nacht, ſparen jeden Pfennig; ſo Du ein Gleiches thuſt, können wir vielleicht in anderthalb Jahren das Fehlende beiſammen haben. Des Müllers Weib werde ich nun einmal nicht — das Uebrige findet ſich; es lebt ja noch der alte Gott!“

Begeiſtert und neu belebt drückte der Jäger das treue Mädchen an ſeine Bruſt. „Ja!“ rief er, „es lebt noch der alte Gott!“ —

Der Frühling war wiedergekehrt und hatte überall auf den Bergen ſeine grünen Fahnen aufgepflanzt, das Heer ſeiner Sänger in Wald und Buſch verſammelt und als jugendlicher Freiheitskämpfer die Eiſesfeſſeln gebrochen, in welche Tyrann Winter Quellen und Bächlein geſchlagen. Luſtig grünte und blühte Alles, fröhliches Leben durchſchallte den Wald, geſchäftige Bienen und bunte Schmetterlinge wiegten ſich auf Blüthen und Blumenkelchen. Luſtig klapperte die Mühle im Thale, Tagelang ſtrich der Jäger durch Wald und Buſch. Wohler wurde ihm draußen in der freien, weiten Gotteswelt, unter dem unendlichen, blauen Himmel; — wo die ganze Natur ihr Auferſtehungsfeſt feierte, da konnte ja auch ſein Herz nicht trauern und verzagen. Beſſere Nachrichten, als er erwartet, hatte er von ſeinem

Verwandten erhalten; man hatte ihn getröstet und ihm alle Hilfe zugesagt. Aber auch ernstere Berufsgeschäfte nahmen seine volle Thätigkeit immer mehr in Anspruch und halfen seinen Trübsinn zerstreuen. Die Wild- und Waldfrevel hatten bedrohlich überhand genommen, und der Thalmüller war nicht ohne Grund in den Verdacht gekommen, Mitglied und Hehler einer solchen Bande zu sein. Anton haßte ihn zwar, aber sein redliches Herz zweifelte noch immer an dem Verbrechen des reichen Geizhalses. Eifrig und unabläßig war er bemüht, sowohl der frechen Bande auf die Spur zu kommen, als sich die Ueberzeugung von des Müllers Schuld oder Unschuld zu verschaffen.

Es war ein schöner Sonntagsabend im Mai; die Sonne, soeben hinabgesunken hinter die Berge, warf noch hie und da einzelne Strahlen durch den grünen Schleier der Wälder; der Abendstern blinkte als Vorbote der sternengeschmückten Göttin Nacht am tiefblauen, wolkenlosen Himmel, und Alles bereitete sich zur Ruhe vor und zum Schlummer. Die Räder der Mühle standen still, der Knecht war hinabgegangen ins Dorf, wo es Musik und Tanz gab, die alte Magd zum Besuch bei Verwandten im Gebirge. Der Müller stand, mit den Händen in den weiten Taschen seiner Jacke, in der Hausthür und seine Blicke ruhten gedankenvoll auf der Gegend; *aber es war nicht* der Anblick der schönen, blühenden

Natur, nicht jene Gedanken voll Andacht und Erhebung, die jede Bruſt erfüllen beim Bewundern einer lachenden Frühlingslandſchaft im Abendſchein: es waren Berechnungen über den Ertrag der künftigen Erndte und ausſtehender Schuldforderungen, welche ſeinen Geiſt beſchäftigten, unmuthsvolle Erinnerungen an Röschens Widerſpenſtigkeit und ihre Abneigung.

Ein einzelner Wanderer zog müde und langſamen Schrittes auf der einſamen Straße, welche vom nächſten Berge herab ins Thal führte. Einen Augenblick hielt er auf dem Hügel, in welchen die Bergkette gegen die Ebene zu ausläuft, und ergötzte ſich an der herrlichen Ausſicht.

Dann erhob er ſich von ſeinem Steinſitze und ſchritt gerade auf die Mühle zu, den Fußpfad einſchlagend, welcher, die Krümmung der Straße abſchneidend, zu dem Gehöfte führte. Des Müllers Falkenblick hatte den Wanderer ſchon aus der Ferne bemerkt und mit eben ſo vieler Neugierde als Mißtrauen gemuſtert. Eine Blouſe von blauer Leinwand, an den Aermeln und Nähten mit rother Stickerei, vom Wetter bereits ſtark gebleicht, geſtreifte Sommerhoſen und ein leichter Reiſehut von Wachstaffet bildeten den unſcheinbaren Anzug des Reiſenden. Auf dem Rücken trug er ein Felleiſen, welches wohlgepackt und ſchwer ſchien, in der Hand einen derben Knotenſtock. Der Müller ſchien wenig von ſeiner

Musterung des Fremdlings befriedigt zu sein, und noch weniger erfreut über den Besuch, welchen ihm dieser zugedacht.

„Bettelvolk!“ murmelte er in den Bart; „nicht einmal in dieser abgelegenen Gegend ist man vor ihm sicher. Wer weiß, ob nicht noch Schlimmeres! Freilich,“ schmunzelte er wohlgefällig, „von der Bande, welche in dieser Gegend hauset, habe ich Nichts zu befürchten, Müllerhanns ist zu klug, um sich unnöthigen Plackereien auszusetzen. Eine Hand wäscht die andere! Aber es ist doch besser, ich lasse meine beiden Kettenhunde los, denn ich bin ganz allein!“ —

Während dieses Selbstgesprächs war der Wanderer ganz nahe gekommen, so daß der Müller, ohne die Hausthüre bloßzugeben, unmöglich sich mehr entfernen konnte. Der Fremde zog bescheiden den Hut und sagte freundlichen „guten Abend!“

„Guten Abend!“ brummte der Müller, das grüne Sammtkäppchen ein wenig rückend.

„Dürfte ich fragen, wie weit noch bis nach R—?“ — —

„Eine Stunde,“ antwortete Hanns einsilbig, indem er den Ankömmling mit mißtrauischen Blicken vom Kopfe bis zum Fuße maß.

„'s ist ziemlich weit noch,“ entgegnete dieser nach einer Pause, „und es dunkelt schon stark. Ich bin *auch recht müde*, habe heute schon ein tüchtiges Stück

Weges unter die Füße genommen; überdies soll es in diesen Bergen neuerer Zeit etwas unsicher sein.“

Der Müller warf einen neuen forschenden und mißtrauischen Blick auf den Sprecher. „Man sagt es!“ antwortete er kurz.

„Dürfte ich Sie, Herr Müllermeister, etwa bitten, mich diese Nacht zu beherbergen? ich behelfe mich gern, und wäre es auch in der Scheune. Die Nächte sind gar nicht mehr kalt und mit der Sonne breche ich auf.“

„Mein Haus ist keine Schenke,“ erwiderte der Müller unwirsch; „wie der Herr selbst sagt, ist es nicht geheuer zwischen diesen Bergen, und da heißt es: trau, schau, wem? Wir fürchten uns zwar nicht,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „habe fünf tüchtige Müllerburschen und ein Paar ungarische Wolfsfänger; aber bewahrt ist besser, als beklagt.“

„Herr Müllermeister!“ entgegnete der Wanderer bescheiden, aber nicht ohne gereizte Empfindlichkeit, „Sie haben Recht, daß Sie so sprechen, mit mir aber dürfen Sie schon eine Ausnahme machen! Ich heiße Franz M. und bin ein Gelbgießer meines Handwerks, redlicher Leute Kind aus dem Sachsenlande. Ich habe in Prag in Arbeit gestanden, als mich der Tod meiner Mutter nach Hause rief. Ich habe ebensogut Furcht vor dem Strauchgesindel und Ursache dazu, wie Sie, denn ich reise nicht ohne Geld!“

Der Müller warf abermals einen forſchenden Blick in das offene Geſicht des Sachſen, ſeine Miene erheiterte ſich zuſehends.

„Sehen Sie,“ fuhr Jener zutraulich fort, „ich bin, wie ich Ihnen ſagte, guter Leute Kind. Habe nun mein Erbtheil erhoben, fünfhundert Thaler nach unſerm Gelde, die ich in der Katze um den Leib trage. Ich will mich in Prag niederlaſſen, die Tochter des Meiſters heirathen, bei dem ich gearbeitet, und ſein Geſchäft übernehmen. Nun wiſſen Sie, daß ich mich ebenſo vor Spitzbuben fürchte, wie Sie, ja noch mehr, denn mir ginge es an Leib und Leben. Behalten Sie mich dieſe Nacht, und ich will gern das Doppelte zahlen, was ich in der Schenke ſchulden würde!“ —

Der Müller räuſperte ſich einige Mal und ſchien unentſchloſſen, was er thun ſollte.

„Wenn Sie kein Zutrauen faſſen können,“ fuhr der Fremde dringender fort, „ſo will ich Sie überzeugen, daß ich die Wahrheit geſprochen habe und Ihnen Geld und Wanderbuch zum Aufheben geben. Ueberdies zahle ich gern zwei Thaler für Herberge und ein kleines Abendbrod, wenn ich nur nicht heute mehr durch den Wald darf, der da ſchwarz und ſchaurig vor uns liegt!“ —

Der Müller beſann ſich einige Augenblicke, Unentſchloſſenheit und Gewinnſucht kämpften in ſeiner Seele; endlich ſiegte letztere. Er bedeutete den Ge-

ſellen, in die Stube zu treten und ſchloß die Hausthür ab. —

Dunkler war es allmälig draußen geworden und die Nacht breitete ihren ſchwarzen Schleier über die ruhende Erde. Das Gebirge trat immer mehr in den Hintergrund, eine ſchwarze Maſſe, welche nur ein lichterer Strich noch vom Horizonte trennte; — durch die Ebene zog ſich die Straße, wie ein breiter weißer Streifen; aus den Wieſen und Feldern tönte Hühnerruf und Wachtelſchlag. Nach einem ſpärlichen Abendbrode hatte der Müller dem Gaſte ſein Nachtlager angewieſen, ein Kämmerchen unter dem Dache, wo ſonſt die Mühlknechte ſchliefen. Seinen Bündel ſowie ſein Geld ließ er in der Obhut des Wirthes und ſuchte, von der Wanderung ermattet, das Lager, wo er bald feſt einſchlief. —

In der Wohnſtube ſaß Müller Hanns und dachte wenig an Schlaf und Ruhe. Sorgfältig hatte er die Thüren und Fenſterladen verſchloſſen, die beiden Wolfshunde von der Kette gelaſſen und war zurückgeeilt, den ihm anvertrauten Schatz auf's Neue zu beſehen und zu zählen. Ein Haufe Thaler, in welchem einige Goldſtücke blitzten, nebſt einem Packete Kaſſenſcheinen lagen vor ihm auf dem Tiſche neben der geleerten Geldkatze. Immer ſtarrer und begehrlicher wurden die Augen des Geizhalſes bei der Betrachtung der ihm anvertrauten Summe; wie ein *Wollüſtling* in den reichen Seidenlocken der Geliebten

Aber Mord?!" — Der letzte Reſt des Gefühls empörte ſich; in ſeiner Bruſt kämpfte der Engel des Lichtes mit dem Dämon der Finſterniß.

Er trat zum Wandſchranke, wo die Branntweinflaſche ſtand, aus welcher er zuweilen ſeinen Kunden ein Glas kredenzte oder die Knechte bewirthete, welche das Mehl abholten, damit ſie beim Meſſen deſſelben ein Auge zudrücken ſollten. Seine Zunge klebte am Gaumen; er ſtürzte ein Paar Gläſer hinunter, deren Inhalt bald wie flüſſiges Feuer durch ſeine Adern rann. Seine Aufregung ſtieg, mit ihr wuchs die Begierde; je länger ſeine Blicke auf dem Geldhaufen ruhten, deſtomehr ſchrumpfte der Gedanke an Mord, der wie ein Rieſe vor ſeiner Seele geſtanden, zum Zwerge zuſammen. Er riß mit ungeſtümer Haſt das Felleiſen auf und unterſuchte deſſen Inhalt; er ſah die Papiere durch und packte Alles wieder ein, da er nichts von Werth vorfand. Das Talglicht war tief herabgebrannt und der lange Docht dämpfte die Flamme der Kerze, welche, einen röthlichen, ungewiſſen Schein auf die nächſten Gegenſtände werfend, den Hintergrund der Stube im Dunkeln ließ. Aufs Neue trank er einige Gläſer und immer wilder tobte ſein Blut, ſeine Seele ſchauderte nicht mehr zurück vor dem Blutgedanken. Bald war es Mitternacht und mit ihr der Entſchluß zur Reiſe gelangt; ſein Herz, längſt keinen andern Gefühlen als der Habſucht und dem Geize zugänglich, hatte

den furchtbaren Gedanken gefaßt und bebte nicht mehr. —

Er nahm aus dem Wandſchranke ein Meſſer mit einem Griffe von Horn, wie es die Jäger zu tragen pflegen neben dem Hirſchfänger; es war haarſcharf, an der Spitze mit doppelter Schneide. Bei einem Gange ins Holz hatte er es vor einiger Zeit gefunden, nun ſchien ihm dieſer Fund ein Fingerzeig des Schickſals. Noch ein Mal ſtärkte er ſich aus der Flaſche, dann ſteckte er das Meſſer in die Rocktaſche, zog die ſchweren Stiefel von den Füßen und blies das Licht aus. Er trat in den Hof. Der Vollmond ſtand am Himmel und goß ſein Silberlicht in vollen Strahlen herab; leiſe murrten die Hunde, aber bald ihren Herrn erkennend, drückten ſie wieder den Kopf zwiſchen die Vorderpfoten und ſchlummerten; die Ruhe der Gegend wurde durch nichts unterbrochen, was ihre Aufmerkſamkeit erregen, ihre Wachſamkeit in Anſpruch nehmen konnte, — nur der Bach fiel rauſchend über die Wehre, im Hollundergebüſche des Gartens ſchlugen zwei Nachtigallen. Eine Weile lauſchte der Müller, ob kein Geräuſch von der Hofthür her die Zurückkunft des Knechtes verkünde. — Die alte Magd war ſchon vor einigen Stunden zurückgekehrt und ſchlief in einer Stube des Erdgeſchoſſes, ohne von der Gegenwart des Reiſenden eine Ahnung zu haben. —

Leiſe ſchlich der Müller die Treppe hinauf zur Bodenkammer, die Stufen ächzten unter ſeiner Laſt; aber vorſichtig verfolgte er ſeinen Weg. Er probirte leiſe den Drücker der Thür, ſie war von innen nicht verſchloſſen, wie er es Anfangs gefürchtet. Einen Augenblick hielt er an — ſeine Bruſt keuchte — noch war die That nur Gedanke, noch das Gaſtrecht nicht verletzt, das ſelbſt der Wilde achtet; aber ein Gedanke an den Mammon fachte ſeine Gelüſte wieder an — in den fernſten Winkel des Herzens flüchtete ſich das Mitleid. Er trat ein.

Der Mond ſchien durch's geöffnete Fenſter und verbreitete Tageshelle im kleinen Stübchen; der Gaſt lag ausgeſtreckt auf dem Lager und ſeine langen Athemzüge verkündeten den geſunden, feſten Schlaf des Ermüdeten. Der Müller trat hart ans Bett und beugte ſich über den Fremden, ſeine Hand hatte krampfhaft den Griff des Meſſers umklammert, ſein Auge ſtierte roth und blutunterlaufen nach dem Opfer; ſein Antlitz deckte Leichenbläſſe, die Haare ſträubten ſich und die Lippen hatten eine Bleifarbe. Mit halbgeöffnetem Munde, den Athem an ſich gehalten, lauſchte er einige Sekunden, ſich von dem wirklichen Schlummer des Wanderburſchen zu vergewiſſern, dann ſpähte er mit des Tigers Mordgier nach einer Stelle, wo der Todesſtoß am beſten treffe. Der Fremde machte eine Bewegung, er ſeufzte tief und ſprach im Schlafe unverſtändliche

Worte. Der Müller trat einen Schritt zurück, das Messer wurde rasch wieder in die Tasche geschoben und er harrte nun auf das Erwachen des Gastes. Dieser aber hatte nur seine Lage geändert und schlief ruhig fort. Die gleichförmigen Athemzüge überzeugten bald den Harrenden davon und er trat wieder ans Bett. Der Fremde lag auf dem Rücken, das Betttuch war zurückgeschoben, die breite entblößte Brust bot dem Todesstoße eine sichere Zielscheibe. Ein Augenblick des Nachsinnens, — leise legte der Müller die Hand auf's Herz des Schlafenden, um sich die Stelle zu befühlen, wo sein Opfer am verwundbarsten sei, dann blitzte die Klinge im Mondstrahle und fuhr bis ans Heft in die Brust des Opfers. Ein dumpfer Schrei — das Blut quoll tropfenweise aus der Wunde, in welcher der Stahl stecken geblieben war; der Müller warf sich wie eine Hyäne auf den Röchelnden, seine Fäuste packten die Gurgel desselben und drückten sie fest zusammen. Leiser wurde das Stöhnen, heftiger die Zuckungen; einige Sekunden und vor ihm lag — eine Leiche.

Die That war vollbracht!

Ein langer Seufzer entlastete die Brust des Mörders, Schweiß drang aus allen Poren und unwillkürlich brachen ihm die Knie zusammen. Einige Minuten brachte er erschöpft von der heftigsten Aufregung in knieender Stellung am Lager seines Opfers zu; bald aber raffte er sich empor und erwachte

ſich. Ungeſchehen konnte er die That nicht mehr machen; jetzt galt es ſeine eigene Erhaltung, es galt, jede Spur des Verbrechens zu tilgen! —

Er eilte in die Wohnſtube, lud das Felleiſen auf ſeine Schultern und ſtieg ſodann wieder geräuſchlos die Treppe empor. In der Kammer angelangt faßte er den Körper des Ermordeten mit Rieſenkraft, wie ſie nur Verzweiflung giebt, in ſeine Arme, trug ihn herab über die Treppe, ſchloß leiſe eine Hinterthür auf und befand ſich im Freien. Kühl wehte die Nachtluft von den Bergen her, ihm aber lief der Schweiß in Bächen über Stirne und Wangen; er eilte rüſtig vorwärts mit ſeiner doppelten Laſt. Einige hundert Schritte hinter der Mühle begann ein mannshoher Anflug, welcher ſich an den hochſtämmigen Föhrenwald anſchloß, dorthin trug er die Leiche und warf ſie ins dichteſte Geſtrüppe. Dann riß er das Felleiſen auf, deſſen Inhalt er umherſtreute, ſowie die leere Geldkatze. Ebenſo ſchnell kehrte er wieder zurück, bemüht, die letzten Spuren des Verbrechens zu tilgen. Noch ein Mal klomm er die Treppe empor, nahm das blutbefleckte Betttuch und die Decke mit hinab in die Wohnſtube. Dort wuſch er ſich die Hände, wechſelte die Wäſche, welche er mit dem Bettzeuge in einen Bündel band und in die Mehlkammer trug. In einem Winkel derſelben lag allerlei Gerülle, alte Fäſſer u. dergl. aufgeſchichtet; dorthin ſchleppte er den Bündel und

verſteckte ihn ſorgfältig. Wer ſollte ihn dort ſuchen? Ueberdies hatte ja nur er allein den Kammerſchlüſſel.

Nun erſt fühlte er ſein Herz erleichtert; er kehrte in die Wohnſtube zurück, wo er den mit Blut erkauften Schatz noch ein Mal überzählte und ihn dann in ſeiner Eiſentruhe aufhob. Hierauf leerte er den Reſt der Flaſche und warf ſich angekleidet auf's Bett. Ermattung und Trunkenheit ſiegten bald über die fieberhafte Aufregung; er ſchloß die Augen und ſchlief ein, von blutigen Bildern umgaukelt, unruhig, qualvoll. —

Nach Zwei Uhr kehrte der Knecht vom Tanze zurück und des Herrn Schelten wegen der verſäumten Arbeit fürchtend, weckte er ihn. Ohne ein Wort zu verlieren, ſtand der Müller auf, die Schleuſen wurden aufgezogen, Korn aufgeſchüttet und die Mühle in Gang gebracht. —

Indeſſen das Verbrechen in der Mühle verübt worden, war das Glück eingekehrt in das Jägerhaus. Ein reicher Holzhändler, welcher alljährlich zwei Mal die Gegend bereiſ'te, um mit den Herrſchaften Kontrakte über Holzlieferungen abzuſchließen, hatte beim Förſter ſein gewöhnliches Abſteigequartier genommen. Im Verlaufe des Abends erzählte dieſer ſeine Liebes- und Leidensgeſchichte; er rühmte Röschens Treue und Liebe, baute auf eine fröhliche

Zukunft und auf die Güte Gottes. Die Worte floſſen ihm von den Lippen, ſein volles Herz ſchüttete ſich aus vor dem gutmüthigen Manne, der ihm ſtets ſo viele Theilnahme gezeigt. Ruhig hörte dieſer den Förſter an, dem die hellen Thränen über die Wangen liefen; als derſelbe ſeine Erzählung geendet, ſtand der Holzhändler auf und ging einige Mal raſch durch die Stube.

„Alſo an hundert Thalern hängt das Lebensglück zweier Menſchen!“ ſagte er weich. „O, ich war auch arm und mußte mich plagen von früh bis ſpät, um mein Geſchäft in Flor zu bringen; — ich habe auch meine Alte geliebt, aber kein hartherziger Vater hinderte ſie, Noth und Elend mit mir zu theilen, wie jetzt mein bischen Reichthum. Förſter!“ fuhr er fort, zutraulich die Hand auf deſſen Schulter legend, „Ihr habt ein ehrlich Gemüth und ein Gottvertrauen, wie es immer ſeltener wird in unſerer Zeit; Euch ſoll geholfen werden!“

„Das gebe Gott!“ ſeufzte Anton; „aber wie? Schlecht handeln und meine Herrſchaft betrügen kann ich nicht, und könnte auch nimmer glauben und hoffen, daß Sündengeld Frucht bringe.“

„Einen Redlichen verläßt Gott nicht!“ entgegnete der Holzhändler; „glaubt Ihr denn, daß es mir auf hundert Thaler ankomme, ein gutes Werk zu thun? und vor Allem an einem alten Bekannten? *Ihr ſollt* das Lumpengeld haben, noch heute Abend;

morgen geht hin zum Vater, leſ't ihm tüchtig die Leviten, und dann ſchnell Hochzeit gemacht. Wenn ich künftiges Frühjahr wieder einſpreche bei Euch, bringt mir einen Buben entgegen!"

Der Förſter war aufgeſprungen und ſtarrte mit gefalteten Händen den Sprecher an, der ihm wie ein Himmelsbote erſchien; er wußte nicht, ob er wache oder träume, Weinen und Lachen ſtanden ihm gleich nahe. „Herr!" ſtammelte er, „Ihr treibt Scherz mit mir! Hundert Thaler — Ihr leiht ſie mir?!" —

„Leihen, ja, bis Euer erſter Bube geboren worden, dem ich ſie ſchenke als Pathenangebinde, ehrlicher Kauz!" ſagte der Holzhändler, die Hand des Förſters faſſend, „Ihr habt es verdient um mich. Hättet es lange haben können auf unrechten Wegen mit Sporteln und Uebergebühren, aber Ihr ſeid ehrlich geweſen und das gefällt mir." — Er zog ſeine Brieftaſche heraus und legte einige Banknoten auf den Tiſch: „Da, ungläubiger Thomas, ſeht her, überzeugt Euch, daß Röschen Euer iſt!"

Mit einem Freudenſchrei fiel Anton dem alten Holzhändler um den Hals und jubelte und weinte zugleich. Ein Augenblick hatte Hoffnungen erfüllt, welche er Jahrelang entfernt wähnte, ein Zufall ihn zum Glücklichſten gemacht. Er konnte nicht Worte finden, ſeinen Dank auszudrücken; er glich dem Spieler, der mit einem kleinen Einſatze während

eines kurzen, unruhvollen Schlummers einen Haufen Gold gewonnen und, plötzlich aufwachend, sich kaum zu besinnen weiß, daß er vor wenigen Minuten nur ein paar Franks besessen.

Der Morgen graute; einzelne Sonnenstrahlen blitzten auf über den Bergen und weckten die Sänger des Waldes. Der Förster nahm Büchse und Waidsack, pfiff seinem Hunde und steckte das Geld sorgsam in die Brusttasche. Herzlichen Abschied nahm er von seinem Wohlthäter, dessen Wagen bereits angespannt im Hofe stand. Es litt ihn nicht mehr in der engen Stube, er mußte hinaus in den Wald, aus welchem der Morgennebel gen Himmel stieg, wie Opferrauch vom Altare; draußen sank er auf die Kniee, ein brünstiges Dankgebet floß von seinen Lippen, dann ergötzte er sich an den freundlichen Bildern einer glücklichen Zukunft, er stellte sich Röschens Freude und Ueberraschung vor. —

Die Anzeigen gegen den Müller waren immer dringender geworden, fast keinem Zweifel unterlag es mehr, daß er der Hehler einer Bande Wilddiebe sei, welche in den Forsten des Fürsten bedeutenden Schaden anrichteten. Anton hegte keinen Groll mehr gegen seinen Feind und Nebenbuhler, er hätte versöhnend und liebend eine Welt an seinen Busen drücken mögen; er beschloß, den Müller zu besuchen, zu warnen und so Unheil zu verhüten.

Dieſer Gang wurde zum Wendepunkte ſeines Lebens. Armer, kurzſichtiger Menſch, was ſind deine Entwürfe, Pläne, Vorſätze und Entſchlüſſe?! — Ein Augenblick macht dich zum Verbrecher, indeß dein Herz noch ein Tempel deines Gottes iſt, — ein Augenblick macht den Böſewicht zum Märtyrer, um deſſen Stirne der Heiligenſchein glänzt! — Nicht die That iſt es, um deren willen man gelobt wird oder getadelt; nicht die That iſt es, welche man lohnt oder ſtraft: es iſt der Schein, der für Wahrheit genommen, ſchöne, beglückende, oder gräßliche, vernichtende Folgen hat. Es iſt nicht allein in jener konventionellen Welt voll Theaterſtaat und Schminke, wo dieſer Grundſatz gilt, es iſt das Leben überhaupt, welches den Menſchen zum Schauſpieler ſtempelt. Er muß die ihm vom Schickſale zugetheilte Rolle als Böſewicht oder Tugendheld durchführen, bis der Vorhang fällt. Freilich ergötzt er ſich nicht, wie jener Akteur auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, am Beifallsgejauchze der Menge, oder kränkt ſich über das Ziſchen des Mißfallens; iſt die Rolle aus, bleibt nichts als das ſchwarze Todtenkreuz oder der Leichenſtein mit ſeinen Inſchriften, pomphaft, armſelig oder parteiiſch, wie Kritiken. — Oft ſteht der Menſch, der im Uebermuthe der Jugend, im Feuer der glühendſten Begeiſterung herrliche Theorien aufſtellte, als Mann verzweifelnd, er ſieht im praktiſchen Leben ſeine Anſichten

nutzlos weggeworfen, wie die Scherben einer kostbaren Vase, welche eine ungeschickte Hand zerbrochen. „Freier Wille?“ fragt er mit gerunzelter Stirn und höhnisch verzogenem Munde, „Gottesleitung? Allwissenheit?! — Wie laßt ihr euch vereinigen? Wo finden wir eure Spuren im Weltgetriebe?“ Der Mensch kann nicht einmal gut oder schlecht sein, wie er will, sondern er ist das, was er sein muß! Höchstens kann er den Schein wahren, und den nicht einmal immer! —

Der Müller stand in der Thür und blickte gedankenvoll in die Gegend, sein Gesicht war noch fahler, als gewöhnlich; er gab sich alle Mühe, der quälenden Gedanken und blutigen Bilder los zu werden, welche seine Seele unaufhörlich umschwebten und wie Furien sein Herz mit Schlangen peitschten. Die Mühle war voll von Leuten, welche Korn brachten oder Mehl holten, der Knecht konnte die Arbeit nicht allein bestreiten und hatte schon zu wiederholten Malen nach dem Herrn gerufen; dieser aber konnte sich nicht entschließen, hineinzugehen, er glaubte, Jeder der Anwesenden müsse das Kainszeichen auf seiner Stirn bemerken. Da sah er aus dem Vorholze den Jäger Anton hastig treten und mit Schnellschritten den Weg zur Mühle einschlagen. Die Richtung, von welcher er kam, war genau dieselbe,

nach welcher der Müller den Leichnam des Ermordeten geſchleppt hatte; ſein Herz pochte hörbar, raſch wandte er ſich, um dem erſten Zuſammentreffen mit dem verhaßten Grünrocke auszuweichen und ging in die Mühle.

Nicht lange dauerte es, ſo wurde die Thür aufgeriſſen; der Jäger ſtürzte bleich und athemlos herein. „Leute!“ rief er keuchend, „Leute! draußen im Holze liegt Einer erſchlagen! noch ſteckt das Meſſer in ſeiner Bruſt; nicht lange kann es her ſein, daß die That geſchehen, denn mein Waidjunge hat noch geſtern Abend den ganzen Anflug durchreviert nach Schädlichem. Geht hinaus! ladet den Leichnam auf einen Wagen — auf's Amt mit ihm; ich will Anzeige machen! — Herr Gott!“ ſagte er nach einer Pauſe matt, „mir iſt der Schreck in die Glieder gefahren, ich kann mich kaum rühren. Um Gotteswillen, einen Trunk friſchen Waſſers!“ —

Alle in der Mühle waren wie verſteinert beim Berichte des Förſters; als er aber geendigt, kam plötzlich Leben in die Anweſenden. Man fragte, ſchrie, lief durcheinander, bis ſich endlich ein Paar der Beherzteſten auf den Weg ins Holz machten.

Erdfahl im Geſichte hatte der Müller die Erzählung des Jägers mit angehört; er mußte ſich an den Mehlkaſten lehnen, daß er nicht umſinke, ſeine Kniee ſchlotterten, ſeine Arme hingen ſchlaff herab und die Augen hatten allen Glanz verloren. Jeden

Augenblick erwartete er eine Vermuthung, eine Beschuldigung zu vernehmen; jeden Augenblick glaubte er, jetzt würde man ihn als Mörder bezeichnen. Aber Keinem fiel dies nur im Entferntesten ein; bald war einstimmig die Meinung ausgesprochen, Niemand könne der Thäter gewesen sein, als einer von den Wilddieben.

Der Müller athmete leichter, sein Herz begann wieder zu schlagen, der erste Sturm war glücklich vorüber. Er ermannte sich und mischte sich bald unter die Uebrigen, mit Eifer und allen ihm zu Gebote stehenden Gründen die bereits ausgesprochene Vermuthung zu unterstützen, zu verfechten. Indessen waren die Leute aus dem Holze zurückgekehrt, welche die Leiche des Ermordeten und die vorgefundenen Habseligkeiten brachten. Alles eilte, von Neugierde getrieben, hinaus, nur der Jäger und Müller blieben allein zurück.

„Hanns!“ sagte der Förster nach einer Pause mit leiser Stimme, „heute hätte ein glücklicher Tag für mich werden sollen. Ich habe Geld erhalten — die zweihundert Thaler sind beisammen — ich wollte sie Röschen bringen. Unserer Verbindung steht nun nichts mehr im Wege!“

Eine Hölle glühte bei diesen Worten auf in den Augen des Müllers, aber er war keines Wortes mächtig.

„Röschen wird mein!“ fuhr Anton fort, „und

unſer Groll muß nun ja auch ein Ende nehmen. Wir vergeben Ihm von Herzen, was Er Böſes an uns gethan und noch hat thun wollen; Röſe wird und muß Er ſich nun aus dem Sinne ſchlagen, und ſo können wir gute Nachbarn werden. Damit Er ſieht, Hanns, daß es mir Ernſt iſt, habe ich eigentlich den Unglücksweg nach Seiner Mühle angetreten. Er iſt ſchändlich denuncirt, mit Holzdieben und Wilderern in Verkehr zu ſtehen, und ihnen das Geſtohlene abzukaufen. Nehme Er ſich in Acht; dienſtlich iſt mir noch nichts zugekommen und ſo will ich keine weitere Notiz davon nehmen. Aber hüte Er ſich!" —

Der Müller ſtand ſprachlos; Wuth, Angſt und Eiferſucht wühlten in ſeiner Bruſt; er hätte den Förſter in dieſem Augenblicke ermorden können und fand keine Worte, auch nur eine Entſchuldigung zu ſtammeln.

„Lebe Er wohl!" ſagte der Jäger, „und beherzige Er, was ich Ihm ſagte! Ich will jetzt auf's Amt gehen wegen der Mordgeſchichte!" Damit ging er raſch aus der Mühle. —

Nicht verſagen konnte er ſich die Freude, als er durch's Dorf ging, vorerſt bei Röschen einzuſprechen. Grämlich empfing ihn der Alte; als aber Anton aus der Bruſttaſche die Banknoten hervorlangte und dem Weber die bedungene Summe baar und richtig auf den Tiſch zählte, da hatte dieſer auch nichts mehr einzuwenden. Sprachlos lagen die Liebenden ſich in

den Armen, herzten und küßten sich, während ihnen die Thränen in den Augen standen. „Gott hat geholfen, mein Anton!“ sagte das Mädchen, und mit frommen Danke wiederholte Anton: „Gott hat geholfen!“ — —

Unterdessen hatte sich die Szene in der Mühle geändert. Lange waren die Bauern um die Leiche herumgestanden und es hatte des Lärmens und Schreiens gar viel gegeben; auch Müllerhanns hatte sich ein Herz genommen und war zu den Uebrigen getreten, wenn er es auch nur wagte, von fern scheue Blicke auf den Ermordeten zu werfen, der bleich und starr da lag im Grase. Da näherte sich ein Mann vom Walde her, langsam und vorsichtig umherspähend, ob ihm Niemand folge; als er aber die Menge vor der Mühle gewahrte, verdoppelte er seine Schritte und befand sich bald in ihrer Mitte. Es war der Feldhüter Marr, welcher als ein rechtlicher, wenn auch armer Mann in der ganzen Gegend bekannt war.

„Ist der Förster Anton hier?“ fragte er furchtsam und mit unsicherer Stimme.

„Nein, der ist auf's Amt gegangen!“ antwortete der Müller, der alle Schleusen seiner Beredtsamkeit aufgezogen hatte, um seine Angst und Verlegenheit zu verbergen. „Aber um Gotteswillen, habt Ihr das Unglück schon erfahren, das sich hier im Walde zugetragen?“

Einen Blick ließ der Feldhüter im Kreiſe langſam und prüfend herumſchweifen; als er aber auf lauter bekannte, unverdächtige Geſichter traf, machte er ſeiner Bruſt in einem Seufzer Luft. „Wohl weiß ich es,“ ſagte er dumpf; „aber wißt Ihr auch, wer es gethan?“ —

„Wer anders,“ meinte ein Bauer, „als ein Wilderer; ſo ein Kerl iſt ja das wilde Leben und Blutvergießen gewohnt von Kindesbeinen an. Setzt er doch ein paar Jahre Zuchthaus an einen armſeligen Rehbock; was Wunder, wenn er um einige Gulden Einem das Lebenslicht ausbläſ't?!“ —

Einen finſteren Blick warf der Feldhüter auf den Sprechenden; dann, hart zur Leiche tretend, betrachtete er ſie lange ſchweigend. „Armer Teufel!“ rief er dann, „Du ſcheinſt ordentlicher Leute Kind geweſen zu ſein; hatteſt vielleicht ein paar Gulden in der Taſche, und das war Dein Unglück! — Aber nicht ungeſtraft ſoll die That verübt worden ſein; der Mörder muß baumeln, ſo war ich Marr, der Feldhüter bin!“ —

„Ja, aber man hängt Keinen, Gevatter, bevor man ihn hat!“ ließ ſich hier eine Stimme aus dem Haufen vernehmen, „und der Kerl, der das gethan, wird wohl ſchon Reißaus genommen haben und iſt längſt über die Grenze!“

„Ich kenne ihn!“ entgegnete der Alte feſt und ernſt, indem ſein runzelvolles Antlitz einen furch

baren Ausdruck annahm, „ich kenne ihn so gut, als Ihr ihn Alle kennt. Ich stand nicht dreißig Schritte davon, als die That verübt wurde, wobei sich mir das Haar auf dem Kopfe sträubte und es vor den Augen flirrte, daß ich schier zu erblinden vermeinte. Ich kenne den Mörder und werde ihn den Gerichten überliefern!“ fuhr er mit erhobener Stimme fort; „wenn er auch bisher tadellos gelebt hat unter uns. Der Satan hat ihn verblendet und um ein paar Gulden seine Seele erhandelt!“ —

Der Müller war kreidenbleich geworden, alles Blut aus seinem Gesichte gewichen; er fühlte schon den Hanfstrick um den Hals und schnappte nach Luft. Auch die Uebrigen standen verblüfft und sahen bald auf die Leiche, bald auf den Feldhüter.

„Wer ist der Thäter? wann und wo habt Ihr ihn gesehen?“ fragte Märten, der Richter, welcher sich unter den Anwesenden befand. „Im Namen der Obrigkeit, nennt uns den Thäter, daß wir ihn greifen und den Gerichten ausliefern!“

Der Müller war in die Kniee gesunken und betete in Herzensangst ein Stoßgebetlein.

Finster entgegnete Marr: „Es ist mir leid, daß ich meinen Vorgesetzten verklagen muß, daß ich als Zeuge gegen den auftreten soll, der mir zum Dienste verholfen; aber wär's mein eigener Bruder, ich könnte nicht schweigen: Förster Anton ist der Mörder!“ —

Der Müller horchte hoch auf, das Schwert des Damokles, das an einem Haare über ſeinem Scheitel gehangen, war mit einem Male verſchwunden; wie Muſik des Himmels tönte die Nachricht in ſeine Ohren, wenn er auch den Zuſammenhang der Sache nicht zu begreifen vermochte.

Alles beſtürmte den Feldhüter um die Erzählung vom Hergang der Sache. Einen ſcheuen Blick warf er auf die Leiche. „Es iſt nicht gut, in Gegenwart eines Erſchlagenen von deſſen Mörder zu reden," ſagte er, „man quält die arme Seele; auch liegt es mir wie Blei in allen Gliedern. Laßt uns in die Stube gehen!" —

Dort ſetzte er ſich auf einen Stuhl und begann, oft unterbrochen von Ausrufungen der Verwünſchung und des Abſcheues, den Anweſenden ſeine Geſchichte:

„Es mag nun eine Stunde her ſein, ſeit ich den Anflug betrat, um mir im Gebüſche eine Stelle aufzuſuchen, wo ich einige Stunden von meiner Nachtwache ausruhen könnte. Kaum dort angelangt, höre ich Hundegebell und einen Schrei, wie ihn nur die Todesangſt oder höchſte Verzweiflung auspreßt. Mich ergreift ein ſonderbares Bangen; mit ſo wenig Geräuſch als möglich ſchleiche ich dem Orte näher, von wo aus der Schrei erklungen, als ich in dem dichteſten Gebüſche heftiges Rauſchen höre. Ich ſtand am Rande einer kleinen Blöße und bog vorſichtig die Zweige auseinander, um von dem Wilddiebe,

den ich vermuthete, nicht geſehen zu werden. Stellt Euch aber meinen Schreck, mein Entſetzen vor, als ich keine dreißig Schritte von mir den Förſter Anton aus dem Geſträuche treten ſehe. In der Linken hält er ein blankes Meſſer, indeß die Rechte einen lebloſen menſchlichen Körper nach ſich ſchleppt. Auf der Blöße angekommen, läßt er ihn liegen und ſteht einige Minuten in den furchtbaren Anblick vertieft, indem er unverſtändliche Worte vor ſich hin murmelt, dann ſcheint ſeine Wuth auf's Neue zu erwachen, er erhebt die Hand zum Stoße und abermals fährt das Meſſer in die Bruſt des Opfers. — Dann wendet er ſich, wie von Angſt und Gewiſſensbiſſen gepeitſcht und eilt mit ſchnellen Schritten davon. Wie vom Blitz getroffen, blieb ich ſtehen, der Schweiß ſtand in großen Tropfen auf meiner Stirn, ich fürchtete, meinen Athemzug laut werden zu laſſen, denn wurde ich vom Mörder geſehen, erwartete mich vielleicht das gleiche Schickſal. Erſt als Alles wieder ruhig war, faßte ich mir ein Herz und trat aus dem Gebüſche. Starr und kalt lag der Ermordete vor mir, wie er jetzt draußen vor der Mühle im Graſe liegt!" —

Eine allgemeine Bewegung des Unwillens und Entſetzens kam in die Gruppe, welche mit angehaltenem Athem in größter Spannung den Worten des Feldhüters gelauſcht hatte. Der Müller ſtand mit offenem Munde und wußte nicht, ob er wache oder

träume. Er war gerettet; denn wer konnte nun auch nur den leiſeſten Verdacht auf ihn werfen? War nicht ein Zeuge da, welcher es beſchwören konnte, daß Jener den Mord verübt hatte? Gab ihm nicht das Verhängniß ſelbſt einen Fingerzeig, wie er ſich retten könne und den Mann verderben, welchen er von allen Menſchen am meiſten haßte?! — Was halbe Ueberzeugung war, ſprach er nun laut und keck als volle Gewißheit aus; er erzählte, wie betroffen, wie ängſtlich der Jäger gethan habe, was doch bei gutem Gewiſſen gar nicht nöthig geweſen; möglichſt entſtellt berichtete er ſeine geheime Unterredung mit demſelben, wobei er aber wohlweislich vermied anzuführen, was ihm hätte zum Nachtheil gereichen können; nur bemerkte er, daß ſich der Förſter, der doch als armer Schlucker bekannt ſei, mit einem Male gegen ihn gebrüſtet habe, nun viel Geld zu beſitzen und dem Weber Veit damit die Augen blenden zu können.

Bald war das Urtheil einſtimmig über den Revierförſter geſprochen, man berathſchlagte ſich nur über das beſte Mittel, ſeiner habhaft zu werden. „Er iſt uns ſelbſt in die Falle gegangen," rief der Müller ſchadenfroh, „denn er hat keine Ahnung, daß ſein Verbrechen belauſcht und darum ſo ſchnell entdeckt worden. Er iſt auf's Amt, wir müſſen ihm nach, ehe er Wind bekommt, und dem Herrn Amtmann die Anzeige machen; er mag dann ſehen, wie er mit dem

Nimrod fertig wird. Ich laſſe mein Wägelchen anſpannen und fahre Märten mit dem Feldhüter zur Herrſchaft, ihr Uebrigen bringt die Leiche nach, und die Habſeligkeiten des armen Teufels. Ehe drei Monate vergehen, ſage ich euch, baumelt der Anton!"

So wie der Müller angegeben, geſchah es.

So ſchnell der etwas ſchwerfällige Gaul laufen konnte, fuhr Müllerhanns mit ſeinen Begleitern davon, indeß die Zurückgebliebenen die Leiche auf einen Wagen legten, mit grünen Tannenzweigen überdeckten und langſam den Weg einſchlugen, welchen der Müller genommen. —

Mit Erſtaunen hatte der Amtmann die Erzählung des Feldhüters, ſo wie die Ausſagen der beiden Zeugen vernommen, und vorläufig zu Protokoll gebracht. Ihm war der Förſter ſtets als rechtlicher Mann bekannt geweſen, ſein ganzer Lebenslauf war durchaus vorwurfsfrei, es ſchien kaum glaublich, daß ihn der Teufel ſo verblenden konnte. Aber unwiderruflich blieb der Feldhüter bei ſeiner kurzen, ſchmuckloſen Erzählung des Thatbeſtandes, welche er jeden Augenblick zu beſchwören bereit war. Gleich ſchwer in der Wagſchaale des Gerichtes wogen die Ausſagen der beiden Zeugen, welche zwar nur Aeußerungen des Förſters hinterbringen und Bericht geben

konnten von deſſen Benehmen in der Mühle, aber wo ſolche Anzeigen zu Grunde liegen, ſind auch Kleinigkeiten hinreichend, Beweiſe herzuſtellen. Der Amtmann klingelte und befahl dem eintretenden Schreiber, den Revierförſter Anton mit möglichſter Schonung und ohne Aufſehen zu verhaften; denn noch hoffte er, daß ſich die Sache zu Gunſten des Letzteren aufklären würde.

Anton ſaß eben im Wirthshauſe, und erholte ſich bei einem Kruge Bier von dem weiten Gange, als der Amtsſchreiber mit dem Gerichtsdiener eintrat, und ihm leiſe in's Ohr flüſterte, er möge ihnen in einer Angelegenheit von Wichtigkeit auf's Amt folgen. Einen Augenblick verlor der Förſter die Faſſung und wechſelte die Farbe, dann ſtand er auf und ſagte mit einem tiefen Seufzer: „O ich wußte es, daß dieſer Gang in die Mühle ein Unglücksgang war! Sie kommen, mich als Mörder zu verhaften, Herr Amtsſchreiber, ich ſcheine ſchuldig, aber ich bin es nicht!“ Ruhig folgte er ihm auf's Amt. Auch ſeine letzte Aeußerung wurde dem Amtmann hinterbracht, und erſchütterte den Reſt des Vertrauens auf ſeine Unſchuld und Rechtlichkeit.

Mittlerweile war die Leiche auf dem Amte angekommen, und wurde dort gerichtlich beſchaut. Zwei Stiche, welche beide der Arzt für abſolut tödtlich erkannte, hatte der Ermordete erhalten, einen gerade in's Herz, den andern einige Linien tiefer, in welcher

Wunde noch das Messer steckte, das die Anwesenden für ein Eigenthum des Jägers erklärten.

Aus der Durchsicht der im Felleisen des Wanderburschen gefundenen Papiere ging hervor, daß derselbe sein aus fünfhundert Thalern bestehendes Erbtheil, theils in Gold, theils in Banknoten und Silberstücken, erhoben habe. Von dem Gelde fand sich keine Spur, als die geleerte Geldkatze, die übrigen Habseligkeiten waren unangetastet. —

Nun hielt es der Amtmann für gesetzlich nothwendig, zum förmlichen Verhör des Verbrechers, und dessen Konfrontation mit den Zeugen zu schreiten, welche er einstweilen abtreten ließ. Der Revierförster wurde, von Gerichtsdienern bewacht, hereingeführt; er war bleich und sah angegriffen aus, schien aber ruhig und gefaßt. Das Verhör begann. Nach der Ermahnung von Seiten des Gerichtes, die Wahrheit zu sagen, und den gewöhnlichen Einleitungsfragen, kam der Amtmann auf den Thatbestand. Anton leugnete den Mord, indem er die Thatsache der Wahrheit gemäß erzählte.

„Ich ging durch's Revier," sagte er, „und schlug den nächsten Weg nach der Mühle ein, den Gehsteig verfolgend, welcher mitten durch den jungen Anflug führt. Plötzlich springt mein Hund vom Wege ab, arbeitet sich durchs Dickicht, wenige Augenblicke, und er stößt ein furchtbares Geheul aus. Ich stutze, das Geheul wiederholt sich, nun folge ich ihm, mit Ge-

walt mich durch's Gestrüppe drängend, fürchtend, Nero habe sich in einem auf Füchse gelegten Tellereisen gefangen, oder sonst wie beschädigt. Wenige Schritte noch, und ich stehe neben meinem Hunde vor der Leiche eines Ermordeten. — Ein Angstschrei macht unwillkürlich meiner Brust Luft, dann fasse ich mich schnell, beuge mich über den Todten, reiße das Messer aus der Wunde und suche emsig, ob nicht ein Lebensfunke in dem Todten verborgen glühe. Vergebens, das Verbrechen mußte bereits vor Stunden begangen worden sein, die Leiche war kalt und steif. Ich fasse sie in meine Arme und trage sie auf eine kleine Blöße, um sodann mit der Anzeige auf's Amt zu eilen. Da fällt mein Blick auf's blutige Messer, welches ich noch in der Hand halte; ein Gedanke durchzuckt mich mit Schrecken. Ich hatte immer gehört, man solle die Leiche eines Ermordeten ruhig, und in unveränderter Stellung liegen lassen, bis dieselbe von Gerichtspersonen beschaut worden wäre; das Messer in meiner Hand, ich bei dem Ermordeten! Die Angst, man könnte mich für den Mörder halten, machte mich halb wahnsinnig. Ich stieß das Messer in die Brust der Leiche und eilte in die Mühle." Das Weitere wissen wir bereits. Ein schmerzliches Lächeln zuckte um die Lippen des Amtmanns; der Thatbestand stimmte genau mit der Aussage des Flurschützen überein, wenn ihn auch der Angeklagte recht künstlich verdreht und Alles ange-

wendet hatte, den Verdacht des Mordes von ſich ab zuwälzen. Er klingelte und ließ den Zeugen eintreten, welcher beeidigt wurde und ſeine Ausſage wiederholte. Anton leugnete abermals den eigentlichen Mord, gab jedoch alle vom Flurhüter vorgebrachten Umſtände zu.

Da nahm der Richter das Meſſer, welches auf dem Tiſche lag, und das man aus der Wunde des Ermordeten gezogen, und zeigte es dem Förſter mit der Frage, ob er es für ſein Eigenthum anerkenne. Einen Blick warf dieſer auf die blutige Klinge und den Griff von Horn, dann ſtürzte er mit dem Ausrufe: „Jeſus Maria! ich bin verloren!“ zu Boden.

Man wuſch ihm die Schläfe mit Eſſig, und bald ſchlug er wieder die Augen auf. Alle Beredtſamkeit verſchwendete der Amtmann nun, um ihn zum Geſtändniſſe der That zu bringen; da er innerlich vollkommen von deſſen Schuld überzeugt war. „Alles ſpricht gegen mich, Herr Amtmann,“ rief Anton mit von Thränen erſtickter Stimme, „ich muß ſchuldig erſcheinen, wenn ich es auch nicht bin — doch ich kann nichts Anderes geſtehen, als was ich bereits zu Protokoll gegeben! Gott wird es gewiß nicht haben, daß ich unſchuldig [illegible] Mörder; aber ſo wahr [illegible] keiner! Das Meſſer, [illegible] ich für mein Eigenthum

haben, denn ſonſt wüßte ich nicht, wie dieſe ſchreckliche That damit hätte verübt werden können!"

Das Verhör wurde geſchloſſen, der Förſter in den Arreſt abgeführt, die Zeugen entlaſſen. Der Amtmann verfaßte ſeinen Bericht an das Criminalgericht zu L.., wohin er die Akten, wie den Gefangenen abſchickte, da ihm keine weitere Verhandlung, als die Aufnahme der Voruntersuchung, zuſtand.

Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Mordgeſchichte in der ganzen Gegend, und wie es bei ſolchen Vorfällen immer geſchieht, mit den möglichſten Zuſätzen und Vergrößerungen. Auch Röschens Vater, ſo wie dieſe ſelbſt, wurden noch am nämlichen Abend durch den Müller in Kenntniß geſetzt vom Verbrechen des Förſters. Röschen verzweifelte, ſie klagte und weinte, aber keine Macht der Ueberredung konnte ſie dahin bringen, die Frevelthat zu glauben. Feſt blieb ſie dabei ſtehen, Anton ſei unſchuldig, und die Wahrheit werde gewiß noch an den Tag kommen. Der Weber eilte gleich am andern Tage auf's Amt, das Geld dort zu depoſitiren, welches er vom Förſter erhalten.

Von nun an ſtellte ſich der Müller wieder täglich im Hauſe des Webers ein, die abgebrochenen Unterhandlungen wurden wieder angeknüpft und eifriger als je bewarb er ſich um Röschens Gunſt. Dieſe wankte ſtumm und bleich wie ein Geſpenſt im Hauſe herum; ihre Hoffnung war, wie ihre Liebe, mit einem

Schlage gebrochen, wie eine Blume von einem Windstoße. War sie auch in ihrem Innersten überzeugt von der Unschuld des Geliebten — sie durfte ihren Glauben nicht aussprechen, ohne von allen Seiten die heftigsten Widersprüche anhören zu müssen. Ihr Vater behandelte sie hart und rauh — er schalt sie eine Närrin, welche durch ihre Liebe für den wilden Jäger sich selbst und ihn in's Gerede gebracht habe. Noch mehr stieg seine Wuth gegen das Mädchen und gegen den Förster, als er eines Tages eine Vorladung des L—itzer Kriminalgerichts erhielt, um über Anton und dessen Verhältniß zu seiner Tochter, so wie über Alles, was ihm in Betreff des Revierförsters bekannt sei, Auskunft zu geben. —

So sehr sie der Vater durch seine rohen Zornesausbrüche mißhandelte, quälte sie der Müller Hanns durch seine Liebeswerbung und Zudringlichkeit. Bitten und Widerstreben waren gleich fruchtlos, der Vater ließ ihr nur die Wahl zwischen Hochzeit oder seinem Fluche. Röschen weinte und betete auf ihrer Kammer; endlich faßte sie mit blutendem Herzen einen Entschluß. „Wohlan!" rief sie eines Abends, vom Vater und dem aufgedrungenen Bräutigam bestürmt, „ich will des Müllers Weib werden, aber nur unter einer Bedingung: Ihr müßt warten, bis die Gerichte über Anton ihr Urtheil gesprochen haben. Ist er schuldlos, wie es mein ahnendes Herz mir sagt, so kann mich keine Macht der Erde zwingen, ihm untreu

zu werden. Ist er aber schuldig, wird der Stab gebrochen über ihn," fuhr sie mit Schluchzen fort, „dann macht mit mir, was Ihr wollt! Ich werde mich nicht sträuben, wenn Ihr mich zur Schlachtbank führt!"

Der Vater wollte einige Einwendungen machen; aber der Müller sagte schadenfroh, mit tückischem Lächeln: „Diese Bedingung kann ich eingehen und meinem Bräutchen zeigen, was ich einmal für ein gefügiger Ehemann sein werde! Der Förster muß baumeln und ich heirathe!"

Sechs Monate waren verflossen unter beständiger Furcht und qualvoller Erwartung zweier edlen Herzen, die Akten sammt dem Urtheilsspruche an das Appellationsgericht zur Prüfung und Bestätigung abgesandt worden. Standhaft blieb Anton trotz aller Einwürfe und Fragen bei seiner ersten Aussage, beim Leugnen des verübten Verbrechens. Das Kriminalgericht verurtheilte ihn, in Ermangelung eines vollständigen Zeugenbeweises und seines eigenen Geständnisses, auf Grundlage des §. 412.*), aus dem Zusam-

*) Gesetzbuch über Verbrechen §. 412. III. Beweis aus dem Zusammentreffen der Umstände. —

„Damit die rechtliche Ueberweisung eines die That leugnenden Verbrechers aus dem Zusammentreffen der Umstände ent-

mentreffen der Umstände. Das von dem Appellationsgericht bestätigte Urtheil lautete: „Anton G**, Revierförster, ist des Verbrechens des Raubmordes schuldig,

---

stehen könne, müssen folgende Erforderniſſe mit einander verbunden sein:

I. Es muß rechtlich bewiesen sein, daß die That sich wirklich ereignet habe, und mit den bestimmten Umständen begleitet gewesen sei.

II. Aus der Verbindung der durch die Untersuchung aufgeklärten Verhältnisse, muß sich eine so nahe, so deutliche Beziehung der geschehenen That auf die beschuldigte Person zeigen, daß wenigstens nach dem natürlichen und gewöhnlichen Laufe menschlicher Handlungen, unmöglich zu begreifen ist, daß ein Anderer, als eben nur der Beschuldigte, in so naher Gelegenheit, bei solchem Anlasse, und in dieser Bestimmung sich befunden habe.

III. Bei Verbrechen, welche auf die Tödtung, oder andere körperliche Verletzungen sich beziehen, muß aus der Untersuchung deutlich erhellen, daß der Beschuldigte Haß, Feindschaft, Zorn, Eifersucht oder sonst eine heftige Leidenschaft gegen den Getödteten oder Verwundeten gehegt, daß er ihn mit dem Tode oder mit der körperlichen Verletzung bedroht, oder doch desselben Tod oder Verletzung aus Habsucht, zur Erreichung eigennütziger Absichten oder zur Entfernung irgend eines Hinderniſſes gewünscht habe.

Nebstdem müssen zwei der nachfolgenden Umstände auf den Beschuldigten zutreffen und rechtlich bewiesen sein:

a. Daß der Beschuldigte an dem Orte des Verbrechens, zu der Zeit da selbes verübt worden, gesehen wurde, und keine andere Beschäftigung oder Veranlassung mit

und soll deshalb, nach Vorschrift des §. 430. des Gesetzbuches über Verbrechen*), mit zwanzigjährigem schweren Kerker bestraft werden."

Wahrscheinlichkeit angeben könne, wegen welcher er sich daselbst eingefunden habe.

b. Daß er nach dem ruchbar gewordenen Verbrechen ohne andere scheinbare Ursachen entflohen sei, oder sich verborgen gehalten habe.

c. Daß die Entleibung oder Verwundung mit einem Werkzeuge geschehen sei, in dessen Besitz damals nur der Beschuldigte gewesen.

d. Daß er mit Werkzeugen, die zur Verübung des Verbrechens geeignet sind, und deren er doch sonst nicht zu gebrauchen pflegte, angetroffen worden.

e. Daß er schon vor dem Verbrechen an einem Orte, den der Getödtete oder Verletzte gewöhnlich besuchte, versteckt oder lauernd angetroffen worden.

f. Daß Merkmale des Verbrechens oder des, bei Verübung desselben erlittenen Widerstandes, an seiner Person oder Kleidung entdeckt worden.

g. Daß etwas bei ihm gefunden, oder von ihm bei der Verfolgung weggeworfen worden sei, was der Getödtete oder Verletzte zur Zeit des an ihm verübten Verbrechens an sich hatte."

*) §. 430 des Strafgesetzbuches über Verbrechen lautet:

„Auf Todesstrafe kann das Urtheil nur dann ergehen, wenn das von dem Gesetz mit dieser Strafe belegte Verbrechen wider den Beschuldigten durch sein Geständniß, oder durch geschworene Zeugnisse rechtlich bewiesen und zugleich der Thatbestand vollkommen nach allen erheblichen Umständen rechtlich erwiesen ist. Kann der Thatbestand auf solche Art nicht mehr erhoben werden, oder ist der Beschuldigte

Das Urtheil war bestätigt zurückgekommen, und sollte in einigen Tagen dem Arrestanten publizirt werden. Schon früher hatte sich der Inhalt dieser Sentenz, wie dies fast immer zu geschehen pflegt, im Publikum verbreitet, und eine Menge Stimmen sprachen theils für, theils gegen dieselbe. Am unzufriedensten mit derselben war der Müller, welcher bei jeder Gelegenheit seinem Unmuthe Luft machte, daß man einen solchen Verbrecher nicht hänge. Heimlich pochte ihm wohl das Herz, und Gewissensbisse raubten ihm jede frohe Stunde, aber desto glühender wurde sein Haß gegen den Jäger, in welchem er nun einen doppelten Feind sah; denn er zitterte, so lange er ihn am Leben wußte, vor der Enthüllung des blutigen Geheimnisses. Der Müller war der Erste, welcher sich beeilte, der Weberfamilie die Nachricht von Antons Verurtheilung zu hinterbringen, indem er zugleich auf die Rechte hinwies, welche sie ihm auf Röschens Hand gäbe. Diese aber schwieg, und nur Blicke voll Zorn und Verachtung lohnten des Müllers erneute Bewerbungen. Sie schien von dem Augenblicke an, wo sie die Verurtheilung des Geliebten erfahren, wo sie wußte, daß sein Schicksal unabänderlich entschieden, ruhiger und heiterer. Sie

---

durch Mitschuldige oder aus dem Zusammentreffen der Umstände rechtlich überwiesen, so kann er zu keiner längern als zwanzigjährigen Kerkerstrafe verurtheilt werden."

weinte nicht mehr, aber ſie blieb viel allein, und in ihrer Seele ſchienen Entſchlüſſe und Vorſätze mit einander zu ringen. — So war der Vorabend des verhängnißvollen Tages gekommen, an welchem Anton öffentlich ſein Urtheil vernehmen und ſodann nach dem Spielberge, dem Orte ſeiner Beſtimmung, abgeführt werden ſollte. Der Müller hatte voll Schadenfreude die Hochzeit mit Einwilligung des Vaters auf den nächſtfolgenden Sonntag beſtimmt, und ſeiner Braut eine Menge aus der Stadt mitgebrachter Putzſachen verehrt. Röschen war, ſeit ſie über Antons Verurtheilung Gewißheit erlangt, auch in ihrem Benehmen gegen Hanns verändert; ſie behandelte ihn freundlich und zuvorkommend, wenn ſie auch ſtrenge jede Vertraulichkeit von ſich abwies, und keine ſeiner zudringlichen Liebkoſungen duldete. Dieſer triumphirte im Stillen mit dem Siege, welchen er über die Spröde errungen, und ſchwatzte von nichts mehr, als von ſeiner Hochzeit. Er war gefügig und unterthänig, ja kriechend gegen das Mädchen, beſtrebte ſich faſt, ihre Gedanken zu errathen und jeden ihrer Wünſche zu befriedigen, um ſich die ſchnell erworbene Gunſt nicht zu verſcherzen. — Das war es eben, was Röschen beabſichtigt hatte, worauf ſie ihren Plan ſtützte.

„Hört, Müller!“ begann ſie, mit ihm an dem Tiſche ſitzend, wo ſie Spitzen klöppelte, welche zu ihrem Brautſtaate beſtimmt waren. „Ihr habt den

Wunde noch das Messer steckte, das die Anwesenden für ein Eigenthum des Jägers erklärten.

Aus der Durchsicht der im Felleisen des Wanderburschen gefundenen Papiere ging hervor, daß derselbe sein aus fünfhundert Thalern bestehendes Erbtheil, theils in Gold, theils in Banknoten und Silberstücken, erhoben habe. Von dem Gelde fand sich keine Spur, als die geleerte Geldkatze, die übrigen Habseligkeiten waren unangetastet. —

Nun hielt es der Amtmann für gesetzlich nothwendig, zum förmlichen Verhör des Verbrechers, und dessen Konfrontation mit den Zeugen zu schreiten, welche er einstweilen abtreten ließ. Der Revierförster wurde, von Gerichtsdienern bewacht, hereingeführt; er war bleich und sah angegriffen aus, schien aber ruhig und gefaßt. Das Verhör begann. Nach der Ermahnung von Seiten des Gerichtes, die Wahrheit zu sagen, und den gewöhnlichen Einleitungsfragen, kam der Amtmann auf den Thatbestand. Anton leugnete den Mord, indem er die Thatsache der Wahrheit gemäß erzählte.

„Ich ging durch's Revier," sagte er, „und schlug den nächsten Weg nach der Mühle ein, den Gehsteig verfolgend, welcher mitten durch den jungen Anflug führt. Plötzlich springt mein Hund vom Wege ab, arbeitet sich durchs Dickicht, wenige Augenblicke, und er stößt ein furchtbares Geheul aus. Ich stutze, das Geheul wiederholt sich, nun folge ich ihm, mit Ge-

walt mich durch's Gestrüppe drängend, fürchtend, Nero habe sich in einem auf Füchse gelegten Tellereisen gefangen, oder sonst wie beschädigt. Wenige Schritte noch, und ich stehe neben meinem Hunde vor der Leiche eines Ermordeten. — Ein Angstschrei macht unwillkürlich meiner Brust Luft, dann fasse ich mich schnell, beuge mich über den Todten, reiße das Messer aus der Wunde und suche emsig, ob nicht ein Lebensfunke in dem Todten verborgen glühe. Vergebens, das Verbrechen mußte bereits vor Stunden begangen worden sein, die Leiche war kalt und steif. Ich fasse sie in meine Arme und trage sie auf eine kleine Blöße, um sodann mit der Anzeige auf's Amt zu eilen. Da fällt mein Blick auf's blutige Messer, welches ich noch in der Hand halte; ein Gedanke durchzuckt mich mit Schrecken. Ich hatte immer gehört, man solle die Leiche eines Ermordeten ruhig, und in unveränderter Stellung liegen lassen, bis dieselbe von Gerichtspersonen beschaut worden wäre; das Messer in meiner Hand, ich bei dem Ermordeten! Die Angst, man könnte mich für den Mörder halten, machte mich halb wahnsinnig. Ich stieß das Messer in die Brust der Leiche und eilte in die Mühle." Das Weitere wissen wir bereits. Ein schmerzliches Lächeln zuckte um die Lippen des Amtmanns; der Thatbestand stimmte genau mit der Aussage des Flurschützen überein, wenn ihn auch der Angeklagte recht künstlich verdreht und Alles ange-

Menge hatte ſich verlaufen, und der Verurtheilte ſaß wieder einſam in ſeiner Zelle. Unberührt ſtand das karge Mittagsmahl neben ihm auf der Pritſche, welche zugleich als Tiſch und Bett dienen mußte; den Kopf in die Hände gelegt, blieb er regungslos, und große Tropfen rannen über ſeine Wangen. Der Unglückliche dachte über ſein Schickſal nach, über die unbegreifliche Verkettung der Umſtände, über jene ſcheinbaren Zufälligkeiten, welche bald rieſengroß den Menſchen unterjochen und ihn beherrſchen; er dachte über jene geheimnißvolle, im Dunkel waltende Macht nach, welche der Menſch Schickſal nennt und fürchtet, oder ſtumpf und gedankenlos abwartet, vor der er ſich, als Gottes Willen, in Demuth beugt. Anton fühlte ſein Innerſtes zerriſſen von namenloſen Qualen, ſeine Ehre, ſein Glück, ſeine Liebe, ſeine bürgerliche Exiſtenz waren vernichtet mit einem Schlage; er zum Mörder geſtempelt, ausgeſtoßen aus der Geſellſchaft, verurtheilt, zwanzig lange Lebensjahre unter harter Arbeit und in Feſſeln zu vertrauern, in Gemeinſchaft mit Mördern, Räubern und Falſchmünzern, dem Auswurfe der Menſchheit, vor welchem ſich die bürgerliche Geſellſchaft nur durch Galgen oder Gefängniß bewahrt! — Und alles dies ſchuldlos; alles dies nur darum, weil ſeine Richter Menſchen waren, welche nach dem Scheine urtheilten, weil eben dieſer verrätheriſch gegen ihn ſprach. — Seine Frömmigkeit, ſein Gottvertrauen, welche ihn

nebſt dem Bewußtſein ſeiner Unſchuld bisher aufrecht erhalten, welche ſeine einzigen Stützen geweſen, begannen zu wanken, er fühlte den Zweifel ſein Schlangenhaupt erheben in tiefſter Bruſt, und mit Natterbiſſen ſein Herz zerfleiſchen; er lachte höhniſch und ſchüttelte grimmig ſeine Ketten.

Die Riegel klirrten an der ſchwer beſchlagenen Thüre von Eichenholz, im Schloſſe drehte ſich der Schlüſſel, ſie ging langſam auf; Anton hörte es nicht. Seine Gedanken weilten wieder in der ſchönen Gegend, wo das Jagdhaus im Walde ſtand, wo unten im Thale raſtlos die Mühle klapperte, ſie weilten im Dörfchen, wo ſie wohnte, das einzige Weſen, das ihn wahrhaft geliebt auf dieſer Welt. Der Gefangenwärter war mit Röschen eingetreten. Einen ſcheuen Blick warf das Mädchen auf die kahlen, grauen Wände des Kerkers, auf das harte Bett von Brettern, auf den Mörder, welcher in ſchweren Ketten da ſaß. Ein Schauer bebte durch ihre Glieder, jenes ängſtliche Gefühl, das uns in der Nähe eines wilden, reißenden Thieres befällt, weilt es auch gefangen und verwahrt hinter feſten Eiſenſtäben, engte ihr die Bruſt; aber bald ſiegte die Liebe, dieſer nie erlöſchende Funke in des Weibes Seele, welchen die Gottheit ſelbſt dahin warf aus dem Strahlenkranze ihrer Unendlichkeit.

„Anton!“ rief ſie mit dem vollen, weichen Tone der unausſprechlichſten Liebe. Der Verurtheilte fuhr

bei dem süßen, bekannten Zaubertone empor aus seinem Brüten, er sah auf und erblickte Röschen, sprang auf, wollte ihr entgegen eilen, aber er vermochte es nicht. Freudengelähmt sank er zurück — Röschen flog auf ihn zu; sie vergaß Alles, Alles in dem einzigen, seligsten und schmerzlichsten Momente ihres Lebens, sie vergaß, daß ihre Arme den Hals eines blutbefleckten Mörders, eines von der Menschheit ausgestoßenen Verbrechers umschlangen. Sprachlose Sekunden, nur von Thränen und heißen Liebesküssen unterbrochen, entflohen den Beiden; die grauen Wände des Gefängnisses, nur gewöhnt an wilde Flüche der Gotteslästerung und die Ausbrüche schuldvoller Verzweiflung, schienen staunend herab zu blicken auf das selige Paar. Endlich ermannte sich Anton.

„Röschen!“ rief er, „o sprich, ist es wahr, ist es wirklich, daß ich Dich in meinen Armen halte, daß Du herabstiegest, wie ein Engel des Lichtes, des Trostes und der Liebe, in die Behausung des Verbrechens?! Sprich, wem verdanke ich, der Verworfene, vom Schicksal Zermalmte, diese Gnade? Nenne mir ihn, und ich will beten für ihn auf meinen Knieen, will ihn verehren als meinen größten Wohlthäter. Er hat meine Seele vor Verzweiflung bewahrt, ich bin gefaßt, den Kelch der Leiden nun geduldig und ohne Murren zu leeren bis zur Neige!“

„Anton!“ antwortete das Mädchen, sich losrei-

ßend aus den Armen des Verbrechers, „ein Mal mußte ich Dich noch ſehen, ehe ſie Dich fortführten, und eine Ewigkeit zwiſchen uns trat und unſere Herzen! Meine Bitten rührten den Präſes, er bewilligte mir dieſe Zuſammenkunft. An meiner Liebe, Anton, darfſt Du nun nicht mehr zweifeln, Dir folgte ſie nach in's Gefängniß, Dir folgt ſie nach in den Tod, wenn nicht die göttliche Barmherzigkeit mich früher abruft von dieſem Schauplatze des Elends! Aber ſchwer drückte Eins meine Seele, der Gedanke, daß Du freveln konnteſt an dem göttlichen und menſchlichen Geſetz! Mein Herz zweifelte," fuhr ſie mit leiſerer Stimme fort und ſchüchtern, „denn ich kannte Dich ja beſſer, Deine Frömmigkeit und Gottesfurcht; kannte Dich beſſer als jene Herren, welche Dich verurtheilt haben nach dem kalten Buchſtaben des Geſetzes. Ich glaubte Dich unſchuldig, und ob eine Welt Dich verdammte; aber dennoch quälten mich oft blutige Träume und Bilder. Es litt mich nicht länger in dieſer grauenvollen Ungewißheit, es trieb mich hierher, und darum bin ich gekommen, aus Deinem Munde zu vernehmen, ob Du ſchuldlos ſeieſt oder nicht!"

Anton wollte ſeinen Arm um das Mädchen ſchlingen, wollte ſprechen, aber Röschen entzog ſich ſeiner Umarmung, ſie trat einen Schritt zurück, faßte ſeine Hand und ſprach mit leidenſchaftlicher Stimme: „Anton, keine Uebereilung! Es gilt hier nicht zu

tröſten durch gutgemeinte Lügen, es gilt einen Stachel aus meiner Bruſt zu reißen, der mich quälen würde bis zum Grabe! Schwöre mir bei dem ewigen Gotte, Anton, daß Du ſchuldlos biſt; ſchwöre es mir, wie Einer, welcher auf der Scheidegrenze ſteht zwiſchen Tod und Leben, welcher keine Lüge mit hinüber nehmen darf. Anton! meine Liebe würde beten für Dich, und mit Dir abzubüßen ſuchen eine Schuld, wozu Dich vielleicht Deine grenzenloſe Liebe zu mir verleitet, der Wunſch, mich zu beſitzen! Aber Wahrheit gieb mir, Wahrheit, ſo gewiß Du an den Ewigen glaubſt und Verzeihung hoffſt!"

Eine dunkle Röthe färbte des Gefangenen bleiche Wangen, ſeine Bruſt hob ſich ſtolz und frei, ſein Auge glühte, er hob die Rechte wie zum Schwure.

„Mädchen!" rief er mit lauter, feſter Stimme, „ich bin unſchuldig, beim ewigen Gotte über uns, ich bin rein von jedem Verbrechen! Ich vergebe meinen Richtern, ſie haben gerichtet als Menſchen nach Menſchenſatzung, aber ich will dem Allwiſſenden vertrauen, der einſt meine Unſchuld kund geben wird, wie den ſchändlichen Mörder! Röschen! Deine Liebe hat mich getröſtet in dem ſchwerſten Augenblicke des Lebens, wo ſchon Glaube, Hoffnung und Vertrauen zu wanken begannen; Deine liebe Stimme rief ſie wieder zurück in meine Bruſt!"

Mit ſeligem Lächeln vernahm Roſe die Worte des Geliebten; er konnte nicht lügen in dieſer Stunde;

er hatte nur ausgesprochen, was ihr ahnendes Herz längst wußte: er war schuldlos! Eine rauhe Kommandostimme tönte im Hofe, Gewehrkolben rasselten auf das Pflaster, ein Wagen fuhr vor. Der Schließer drängte zum Aufbruche. „Die Frist ist um," sagte er, „die Escorte wartet schon auf den Gefangenen!"

Noch ein Mal lag das Mädchen an der Brust des Geliebten, Thränenströme entflossen ihren Augen, ihre Lippen ruhten im glühendsten Kusse auf einander. Aber schnell riß sie sich los aus den umschlingenden Armen. „Lebe wohl, Anton!" rief sie mit schneidendem Wehe. „Lebe wohl auf ewig! Bete — bete für mich, wie für eine Todte; denke meiner, wie einer Gestorbenen! Meine Frist ist nur noch kurz und schmerzlos!"

Die Worte des Abschiedes erstarben auf Anton's Lippen; er sah die holde Gestalt im Eingange verschwinden, die Eichenpforten schlugen zu hinter ihr, und ihn umfing wieder grauenvolle Einsamkeit! —

Röschen kehrte zur Base zurück, wo sie ihr neuer Bräutigam bereits erwartete und mit Vorwürfen über ihr langes Ausbleiben überhäufte. Lächelnd, ob auch ihr Herz blutete, scherzte sie über des Müllers Eifersucht, sie unterhielt sich heiter über gewöhnliche Dinge mit fast ausgelassener Lustigkeit, und täuschte Beide über den wahren Zustand ihrer Seele. Man trat die Rückfahrt an. Fast zu gleicher Zeit rollte

aus dem entgegengesetzten Thore des Städtchens ein Leiterwagen, auf dem, von Soldaten umringt, ein Verbrecher seine Reise nach dem Spielberge antrat — es war Anton. —

Der Morgen des Sonntags war angebrochen, an welchem Müllerhanns seine Braut zum Altare führen sollte. Ruhig und gefaßt hatte ihn diese erwartet; frühe schon war sie aufgestanden, um zur Beichte zu gehen, mit Thränen und vom Schmerz gebrochener Stimme leistete sie dem Vater Abbitte für all' den Kummer, welchen sie ihm bereitet, hierauf eilte sie in die Kirche und empfing das heilige Abendmahl. Als sie nach Hause zurückkehrte, fand sie schon den Bräutigam und ihre Freundinnen, welche sie erwarteten und mit Glückwünschen bestürmten. Ruhig, doch freundlich dankte sie Allen, indem sie ihnen wiederholt versicherte, daß heute der glücklichste Tag ihres Lebens gekommen sei. Sorgfältig ließ sie sich schmücken, der grüne Myrthenkranz glänzte in dem blonden Haar, ihre Wangen waren geröthet, ihr Auge strahlte, wie das einer Glücklichen. Die Glocken tönten zum ersten Male vom Kirchthurme, die Gläubigen erinnernd, daß der Gottesdienst bald beginnen werde; unter dem Vorwande, ihr Herz noch [illegible] Mal in stillem Gebete zu stärken zu dem wichtig[illegible] verließ sie die Stube, und ging auf [illegible]

welche sie hinter sich zuriegelte. Dort sank sie auf die Kniee, und ein glühendes Gebet stieg hinauf zum Vater der Gnade und Barmherzigkeit.

Zum zweiten Male tönten die Glocken, Röschen kam noch immer nicht; endlich, als schon das dritte Geläute den wirklichen Beginn des Gottesdienstes verkündigte und die Braut nicht erschien, eilte ihre Base, sie zum Aufbruche zu ermahnen. Sie fand die Kammerthüre verschlossen, ihr Pochen und Rufen blieb ohne Erwiderung. Bestürzt kehrte sie zu den Gästen zurück. Alles lief nun in angstvoller Erwartung zur Thüre. Nach mehreren vergeblichen Versuchen sie zu öffnen, rief der Weber nach einer Art, und brach das Schloß auf. — An einem Tuche, welches sie um den Hals geschlungen und an dem Haken befestigt hatte, der sonst die schwere schwarzwälder Uhr trug, hing Röschen bleich und regungslos. — Entsetzen lähmte die Thätigkeit der Anwesenden, Aberglaube, eine Selbstmörderin zu berühren, hielt die Meisten ab, Röschen abzuschneiden und Rettungsversuche zu beginnen. Der Müller und Vater Veit heulten und jammerten rathlos um die Wette; bald füllte sich die Kammer und Hausflur mit Neugierigen, welche lärmten, fragten, schrieen, erzählten, ohne zu helfen. Als endlich ein Beherzter die Er-

abschnitt und auf ihr Bett legte, war sie schon

steif.

ige wurde an's

acht, die übliche

aus dem entgegengesetzten Thore des Städtchens ein Leiterwagen, auf dem, von Soldaten umringt, ein Verbrecher seine Reise nach dem Spielberge antrat — es war Anton. —

Der Morgen des Sonntags war angebrochen, an welchem Müllerhanns seine Braut zum Altare führen sollte. Ruhig und gefaßt hatte ihn diese erwartet; frühe schon war sie aufgestanden, um zur Beichte zu gehen, mit Thränen und vom Schmerz gebrochener Stimme leistete sie dem Vater Abbitte für all' den Kummer, welchen sie ihm bereitet, hierauf eilte sie in die Kirche und empfing das heilige Abendmahl. Als sie nach Hause zurückkehrte, fand sie schon den Bräutigam und ihre Freundinnen, welche sie erwarteten und mit Glückwünschen bestürmten. Ruhig, doch freundlich dankte sie Allen, indem sie ihnen wiederholt versicherte, daß heute der glücklichste Tag ihres Lebens gekommen sei. Sorgfältig ließ sie sich schmücken, der grüne Myrthenkranz glänzte in dem blonden Haar, ihre Wangen waren geröthet, ihr Auge strahlte, wie das einer Glücklichen. Die Glocken tönten zum ersten Male vom Kirchthurme, die Gläubigen erinnernd, daß der Gottesdienst bald beginnen werde; unter dem Vorwande, ihr Herz noch ein Mal in stillem Gebete zu stärken zu dem wichtigen Schritte, verließ sie die Stube, und ging auf ihre Kammer,

welche sie hinter sich zuriegelte. Dort sank sie auf die Kniee, und ein glühendes Gebet stieg hinauf zum Vater der Gnade und Barmherzigkeit.

Zum zweiten Male tönten die Glocken, Röschen kam noch immer nicht; endlich, als schon das dritte Geläute den wirklichen Beginn des Gottesdienstes verkündigte und die Braut nicht erschien, eilte ihre Base, sie zum Aufbruche zu ermahnen. Sie fand die Kammerthüre verschlossen, ihr Pochen und Rufen blieb ohne Erwiderung. Bestürzt kehrte sie zu den Gästen zurück. Alles lief nun in angstvoller Erwartung zur Thüre. Nach mehreren vergeblichen Versuchen sie zu öffnen, rief der Weber nach einer Art, und brach das Schloß auf. — An einem Tuche, welches sie um den Hals geschlungen und an dem Haken befestigt hatte, der sonst die schwere schwarzwälder Uhr trug, hing Röschen bleich und regungslos. — Entsetzen lähmte die Thätigkeit der Anwesenden, Aberglaube, eine Selbstmörderin zu berühren, hielt die Meisten ab, Röschen abzuschneiden und Rettungsversuche zu beginnen. Der Müller und Vater Veit heulten und jammerten rathlos um die Wette; bald füllte sich die Kammer und Hausflur mit Neugierigen, welche lärmten, fragten, schrieen, erzählten, ohne zu helfen. Als endlich ein Beherzter die Erhängte abschnitt und auf ihr Bett legte, war sie schon kalt und steif.

Die Anzeige wurde an's Amt gemacht, die übliche

Beſchau vorgenommen; die chriſtliche Gemeinde und der katholiſche, etwas orthodoxe Pfarrer verſagten der Selbſtmörderin ein ehrliches Begräbniß. Ohne Sang und Klang wurde die Leiche des Mädchens, welches den Tod einem qualvollen Leben vorgezogen, in der Nacht hinausgetragen; eine Truhe von rohen Brettern umſchloß ihre ſterbliche Hülle, und kein Leidtragender außer ihrem Vater, welcher ſeine Härte und Habſucht zu ſpät bereute, folgte ihrer Bahre auf den Leichenhof. Dort wurde ſie ohne prieſterliche Einſegnung in einem Winkel verſcharrt, bald wucherten Neſſel und Unkraut auf dem kleinen Hügel, aber im Dorfe ſelbſt und in der Nachbarſchaft waren bald die entehrendſten Gerüchte über die Selbſtmörderin im Gange. Die Motiven ihres freiwilligen Todes waren viel zu rein, viel zu heilig für die rohen Herzen der Menge, um verſtanden, ja nur geahnet zu werden; — Wir laſſen nun den Vorhang fallen, das bürgerliche Trauerſpiel iſt zu Ende; aber wir wollen ihn bald wieder aufrollen, um unſern Leſern die übrigen Perſonen vorzuführen! —

Achtzehn Jahre waren vorübergerauſcht im raſchen Strome der Zeit; Stunden für den Glücklichen, Ewigkeiten für den Hoffnungsloſen, den Galeerenſklaven. Menſchen waren geſtorben, ausgewandert, arm und

reich geworden, nur die Natur blieb unverändert, regelvoll ſelbſt in ihrem ewigen Wechſel.

Im Thale des Gebirges, wohin wir den Leſer im Beginn dieſer einfachen Begebenheit verſetzt haben, ſtand das Mühlgehöfte; die Räder drehten ſich gleichförmig Tag und Nacht, das Gewerk klapperte eintönig; das Jägerhaus ſtand im Forſte, wie früher, mit dem hohen Giebeldach, den gewaltigen Hirſchgeweihen, von grünen Büſchen umgeben; die Jagdhunde bellten oder ſpielten im Sonnenſchein, die Waidjungen pürſchten durch den Wald. Ein anderer Revierförſter war mit Weib und Kindern in die Behauſung des früheren gezogen, der junge Anflug, in welchem man die Leiche des Ermordeten gefunden, ein hochſtämmiger Wald geworden; der alte Veit ſchlummerte ſchon längſt in der Grube, nur der Müller ging wie früher ſeinem Geſchäfte nach. Sein Geiz und ſeine Habſucht waren mit den Jahren gewachſen, er war der ärgſte Wucherer, der unbarmherzigſte Gläubiger geworden, aber die öffentliche Meinung bezeichnete ihn als einen reichen, mithin unbeſcholtenen Mann. Seit Röschens gewaltſamen Tode war ihm die Luſt am Freien vergangen, er lebte als alter Hageſtolz.

So war abermals der Maimond gekommen, als in der Nacht plötzlich der Pfarrer des Dörfchens aus dem Schlafe gepocht wurde. Auf ſeine Frage erhielt er zur Antwort, der Thalmüller liege

Sterben, und begehre geiſtlichen Troſt und Zuſpruch, der Knecht ſei mit dem Wagen da, um ihn ſchleunigſt abzuholen. Der Geiſtliche zog ſich an, und fuhr hinaus.

Auf ſeinem Bette lag der Müller in den wüthendſten Schmerzen, bleich, mit eingefallenen Augen und bläulichen Lippen; ſein Geſicht glich mehr einer Todtenmaske, als dem Antlitze eines Lebenden. Der Chirurg des Ortes bereitete eben kühlende Tränke und Umſchläge, das Haupt bedenklich ſchüttelnd bei jeder neuen Klage des Patienten. Hanns hatte einen ſchweren Fall gethan vom Gerüſte des Mühlganges, und ſich innerlich die edelſten Theile verletzt; an ein Aufkommen war gar nicht zu denken. Bei dem Eintritte des Pfarrers entfernte ſich Alles aus der Stube; der Geiſtliche nahm Platz neben dem Bette, und begann ſeinen Zuſpruch. Unter den wüthendſten Schmerzen wälzte ſich der Müller auf ſeinem Lager, er hörte die Tröſtungen der Religion mit Schaudern an. Sie, welche ſonſt den Menſchen erhebt und ermuthigt, wenn er an der Schauergrenze zwiſchen dem Hier und Jenſeits ſteht, gewährte ihm keinen Troſt, denn er dachte mit Schrecken an eine ewige Vergeltung. Achtzehn Jahre lang hatte das rächende Verhängniß, die ewige Gerechtigkeit geſchlummert; jetzt waren ſie plötzlich vor den Schuldigen getreten, und hatten ſein Gewiſſen mit Donnerſtimme aufgerüttelt aus dem Todesſchlafe! Er wollte ſein Herz erleich-

tern durch ein offenes Geſtändniß, aber der Gedanke an die Gerichte, an einen ſchimpflichen Galgentod, ſchloß ihm wieder den Mund. —

„Ich bin ein arger Sünder," ſtöhnte er, „und mir wird nicht vergeben werden; ich ſehe blutige Geſtalten um mein Bett! O und dieſe Nacht, gerade dieſe, in welcher der Mord begangen wurde!"

Der Geiſtliche, durch dieſe vom Schmerz und der Verzweiflung erpreßten Worte aufmerkſam gemacht, wandte ſeine ganze Beredtſamkeit an, den Kranken zu einer aufrichtigen Beichte zu bewegen. Der Müller rief nach dem Arzte, er fragte ihn, ob noch Rettung möglich ſei. Dieſer zuckte die Achſeln und meinte, mit Gottes Hilfe ſei der Kunſt ſchon manche unglaubliche Kur gelungen. Hanns beſann ſich einige Augenblicke, und ſtierte in das Geſicht des Arztes, als wolle er dort Vergewiſſerung ſeines Schickſals leſen, Jener aber, von dem Geiſtlichen, dem daran lag, den Sterbenden zu einem wichtigen Bekenntniß zu bewegen, aufgefordert die Wahrheit zu ſagen, entgegnete nach kurzem Bedenken: „Müller! ſchließt Eure Rechnung mit dem Leben und empfehlt Eure Seele Gottes Barmherzigkeit, für Euch iſt keine Rettung mehr!"

Der Müller ſtieß ein dumpfes Geheul aus, wie ein zum Tode getroffenes Raubthier, ſein Geſicht verzog ſich im Schmerzenskrampfe, einzelne Blutstropfen quollen über ſeine Lippen. —

„O ich wußte es, daß ich sterben muß," stöhnte er, „denn in meinem Herzen brennt eine Hölle, wie in meinen Eingeweiden! — Aber es ist gut so; seit achtzehn Jahren habe ich keine frohe Stunde gehabt, es wird mir wohler werden, ist erst das Geständniß der blutigen That über meine Lippen gekommen. Euer Hochwürden, ich bin der Mörder jenes Handwerksburschen, welchen man im Anfluge ermordet gefunden!"

„Und Anton?"

„Er ist unschuldig! Die Sache mag sich so verhalten haben, wie er sie angab vor Gericht, denn der Fremde war schon mausetodt, als ich ihn hinaustrug aus meinem Hause, und ihn in's Gestrüpp warf!"

Der Geistliche war aufgesprungen vor Entsetzen und Ueberraschung; aber schnell gefaßt, sagte er ernst und feierlich zum Kranken: „Unglücklicher! Was hast Du gethan! Du konntest das Bewußtsein eines Mordes achtzehn Jahre lang mit Dir herumtragen?! Du wußtest, daß ein Anderer schuldlos für Dich leide! Du hast einen Doppelmord auf Deiner Seele, denn auch Röschens Tod hast Du verschuldet!"

Der Müller bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und stieß von Zeit zu Zeit wilde, verzweiflungsvolle Klagetöne aus. —

„Nicht eher, gefallener Sohn meiner Gemeinde,"

fuhr der Geiſtliche ſtrenger fort, „kann und darf ich Dir den Troſt ertheilen auf eine Verzeihung des allbarmherzigen Gottes, auf eine Milderung der Strafe jenſeits, nicht früher Dir die Sterbeſakramente reichen, bis Du Dein Verbrechen bereut und gut gemacht haſt nach Möglichkeit. Es gilt nun, den Unſchuldigen zu retten, ihn zu entſchädigen für Jahre langes Leid, für den Verluſt ſeiner Ehre, ſeines irdiſchen Glückes! Willſt Du offen und freiwillig vor Zeugen wiederholen, was Du mir ſoeben vertraut haſt unter dem Siegel des Beichtgeheimniſſes?“ —

„Ich will es!“ wimmerte der Leidende. „Es wird ja ſo bald aus ſein mit mir! Die Gerichte werden keine Macht mehr über mich haben, mich in den Kerker zu werfen, zum Galgen zu ſchleppen!“

Schnell rief der Pfarrer den Arzt und die Mühlknechte in's Zimmer, indem er Erſteren zugleich bat, zur größeren Sicherheit des Müllers Ausſage nieder zu ſchreiben. Oft unterbrochen von den Aeußerungen des grimmigſten Schmerzes, leiſtete der Sterbende das vollſtändige Bekenntniß ſeiner Unthat, und unterſchrieb es in Gegenwart der Zeugen. Dann begehrte er ſeinen letzten Willen aufzuſetzen. Er vermachte Anton ſein ganzes beträchtliches Vermögen, nach Abzug einiger frommen Stiftungen und jener Summe, welche den Erben des Ermordeten zukam; hierauf empfing er die letzte Oehlung und ſtarb.

Der Bericht über die Entdeckung des gräßlichen

an einem Unſchuldigen beſtraften Verbrechens, ging nebſt dem von den Zeugen unterſchriebenen Bekenntniß des Müllers an die Gerichte; der Befehl zur Freilaſſung des Unglücklichen wurde augenblicklich ausgefertigt. Anton hatte ſeine Strafzeit muſterhaft beſtanden. Die Religion, der Glaube an eine ewige Gotteshand, welche uns Alle durch's Leben führt, ob auf Roſen oder Dornenpfaden, der Gedanke an Röschen hatten ihn aufrecht erhalten. Gleichförmig verrannen Jahre um Jahre, er hatte bald die Zuneigung ſeiner Aufſeher gewonnen und mit ihr manche Erleichterung. Aber er war in den achtzehn Jahren voll Gram und Kummer alt geworden, ſeine Geſundheit untergraben; die Verwaltung hatte für ihn an die Gnade des Kaiſers rekurrirt um Nachſicht der übrigen Strafzeit, und man erwartete eine günſtige Entſcheidung von Wien. Da traf die Erklärung von deſſen Unſchuld ein, und der Befehl, ihn augenblicklich zu entlaſſen. Der Inſpektor des Spielberges war eben ſo erſtaunt, als tief ergriffen von dem Schickſale des Unglücklichen. Ein ſolcher Fall war ihm in ſeiner langen Dienſtzeit nicht vorgekommen. Er ließ Anton holen und beeilte ſich, ihm ſelbſt die frohe Nachricht mitzutheilen. Anton erblaßte, er zitterte an allen Gliedern, und ſeiner nicht mächtig ſtürzte er auf die Kniee; Thränen, ſelige, herzerleichternde Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. „Gott!“ rief er im Uebermaße des Entzückens, „ich wußte es,

daß Du mich nicht zu Grunde gehen laſſen würdeſt, wenn Du mich auch ſchwer geprüft haſt! Vergieb ihm, o Herr, wie ich ihm vergebe, ich bin ja frei, meine Ehre iſt gerettet!“

Schnell hatte ſich die Kunde von Antons Unſchuld und der Mordthat des Müllers in der Gegend verbreitet und die allgemeine Theilnahme in Anſpruch genommen. Das Volk iſt eben ſo wankelmüthig in ſeiner Meinung und ſeinem Urtheile, als mit ſeinen Gunſtbezeugungen, oder den Aeußerungen ſeines Haſſes. Anton wurde ein Gegenſtand des allgemeinen Mitleides — das Opfer der Geſetze wurde als ein Märtyrer, ein Heiliger verehrt.

Man beſchloß, ihm entgegen zu gehen, im Triumphe wurde er an der Grenze des Ortes empfangen, Alles war mit grünen Zweigen geſchmückt, Mädchen brachten ihm Blumenkränze, und Jeder wetteiferte, ihm Freude und Theilnahme zu zeigen. Da ſtand er auf dem Hügel, von welchem er das Dörfchen überſah, Röschens Geburtsort, die Wiege, nun der Sarg ſeines Erdenglückes; er breitete ſehnſüchtig die Arme aus, aber Niemand von Allen, nach welchen ſich ſein Herz ſehnte, ſank an ſeine Bruſt, ſie Alle deckte ſchon längſt die kühle Erde! —

Anton kaufte ſich das Häuschen des Webers von dem ererbten Gelde, behielt ſich eine kleine Summe für ſeine mäßigen Bedürfniſſe, und verwendete den Reſt zu einer Stiftung für Arme und Nothleidende.

Still und zurückgezogen lebte er nur der Erinnerung und der Hoffnung einer baldigen Vereinigung mit der Geliebten. Täglich besuchte er Röschens Grab, welches er zu einem Blumengärtchen umgeschaffen, und brachte Stunden dort in stillem Gebete zu. Als aber der Herbst die Blumen knickte, das Laub welk und gelb zur Erde fiel, wie die Hoffnungen eines Unglücklichen, da fühlte auch er, daß seine Stunde gekommen. Die ersten Schneeflocken fielen auf ein frisches Grab, neben jenem, das die vermoderten Reste der Selbstmörderin barg.

Und so endigt diese einfache Begebenheit, ein Beweis, wie unvollkommen auch die besten menschlichen Gesetze sind; eine Lehre für den Richter, stets das alte, aber wahre Sprichwort zu beherzigen:

Der Schein trügt. —

Die Opfer des Leichtſinnes.

„Sind unſere Leidenſchaften, mit denen wir in ewigem Streite leben, nicht ſchrecklicher, unbezwinglicher, als jene Wellen, welche den Unglücklichen fern von ſeinem Vaterlande verſchlagen?

Göthe.

Abermals möge uns der geneigte Leſer nach der volkreichen Hauptſtadt der Monarchie folgen, als dem Schauplatze dieſer Begebenheit, welche ſich ohngefähr vor anderthalb Jahren zutrug.

Der Hof, dieſer große Platz, wo einſt Herzog Heinrichs II. Burg ſtand (1156), nun aber das Kriegsgebäude ſich majeſtätiſch erhebt neben der ehemaligen Jeſuiterkirche, war voll Leute, theils der arbeitenden Klaſſe angehörig, theils Neugierige aus beſſeren Ständen. Man drängte ſich, ſprach und fragte ziemlich laut und heftig; hie und da zog man auf die Polizei los, welche wieder ein Mal einen Mißgriff gemacht habe (wie dies in Wien häufig geſchieht, ohne daß dieſe viel Notiz davon nimmt, denn der Wiener hält ebenſoviel auf ſeine Redefreiheit, wie der Engländer auf die der Preſſe); hin und wieder wurden einige Bonmots und Witze zu Markte gebracht, und unter ſchallendem Gelächter aufgenommen gingen ſie von Munde zu Munde. Ich drängte mich näher und fragte einen neben mir ſtehenden Mann, dem Anſcheine nach einen ehrli-

chen Handwerker, was denn eigentlich hier vorgefallen. —

„Nicht viel," antwortete er, „ſie werden gleich die Leiche eines armen Teufels bringen, der ſich und ſeine Geliebte erſchoſſen; die Polizei hat ihn früher eines Vergehens willen arretiren wollen, aber er hat ſie Alle zum Zimmer hinausgejagt, mit geladener Piſtole. Dumm war es nur, daß ſie das Mädel zu ihm hinein ſchickten, und glaubten, ſie werde ihn bereden, ſich gutwillig fangen zu laſſen. Nun haben ſie zwei Opfer ſtatt einem!"

Meine Neugierde war geſpannt, ich ruhte nicht, bis ich die Details aus authentiſchen Quellen erfahren, welche ich hier wieder erzähle. Sie gäben einem Romantiker allerdings Stoff zu einer tragiſchen Novelle; wir aber halten uns mehr an die Wahrheit als an den Effekt.

S....i war aus Italien nach Wien gekommen, um ſich dort in Handelsgeſchäften auszubilden. Der Sohn wohlhabender Eltern, mit Empfehlungsbriefen verſehen, fand er bald eine Stelle in dem Komptoir eines Großhandlungshauſes. Er war ein geſchickter Arbeiter, aber ſein heißes Blut, die Jugendluſt und die Neuheit der Reſidenzfreuden trieben ihn in jenen Stunden, welche ihm ſeine Geſchäfte freiließen, zum vollſten Genuſſe des Lebens. An Gelegenheit hierzu fehlte es dem jungen Manne, deſſen Geldmittel für ſeinen Stand nicht unbedeutlich waren, keineswegs

er fand bald Genoſſen und ſogenannte Freunde, welche ſich ein Vergnügen daraus machten, ihn in alle Freuden des Reſidenzlebens einzuweihen. Der Sperlſaal, die Reſtauration im Volksgarten und andere Orte ſind die gewöhnlichen Sammelplätze der jungen Leute, namentlich der zum Handelsſtande gehörigen, welche hier die erſten Rollen ſpielen. An dieſen Orten erſchienen auch die Töchter der Freude beſſerer Gattung, und die mit ihnen verwandten Putzmachermädchen und Modiſtinnen, Wiens Griſetten. Sie ſind meiſtens recht hübſch, munter und geſprächig, modiſch angezogen, ahmen ſo gern in Haltung, Geberden und Manieren ihre vornehmen Kundſchaften nach, und kokettiren und intriguiren, ſo gut wie die Damen der Salons, um einen Verehrer und Bewunderer ihrer Reize zu erhalten. Freundlich Bekannte grüßend, hie und da ein paar Worte mit einem alten Adonis wechſelnd, der, höheren Kreiſen angehörig, manches Stündchen bei ihnen zugebracht, dort ſein Podagra und den Ennuyi gezierter Geſellſchaften vergeſſend, promeniren ſie am Arme ihrer Freundinnen und Liebhaber, tanzen Walzer und Quadrillen ſo gut, wie im eleganteſten Salon, indeß Strauß mit ſeiner Zaubergeige Alles enthuſiasmirt. Es geht im Ganzen genommen recht anſtändig und ſolid zu; ſie laſſen ſich an ſolchen Abenden nicht gern an ihr, wie Heine ſagt, horizontales Handwerk erinnern, und der Fremde, welcher ſie hier ſähe, würde

vielleicht Manche von ihnen zu einem Tänzchen auffordern und ſich recht angenehm unterhalten, bis ihn ein Bekannter oder der Zufall enttäuſchte. Die Liebhaber, obgleich nicht im Zweifel über den Charakter ihrer Damen, ſind doch bei ſolchen Gelegenheiten nicht minder eiferſüchtig als Andere, und wenn es auch nicht zu Duellen kommt, ſo giebt es doch manche Szene, die gewöhnlich mit der improviſirten Entfernung des Zudringlichen endigt, wenn nicht die Polizei das Feuer früher dämpft.

Es iſt ſchon viel über das Wiener Volksleben geſchrieben worden, mitunter recht Bizarres, worüber der Einheimiſche gutmüthig lächelnd die Achſel zuckt und ruhig ſagt: „ſie wiſſen's halt nit beſſer!“ Man hat die herzlichen, lebensfrohen Reſidenzbewohner karrikirt aber nicht portraitirt, hie und da ſilhouettirt, aber lebenswahre, lebensfriſche Gemälde, vom kräftigen Pinſel eines Genredichters mit naturgetreuen Farben ausgeführt, fehlen. Schade, daß keiner von Oeſterreichs Schriftſtellern dieſen großartigen Stoff benutzt, die Mystères de Vienne würden zwar um Bedeutendes weniger blutig und ſchurkiſch ausfallen, als Sue's Mystères, aber gewiß nicht weniger intereſſant ſein. —

S....i, wir wollen ihn Wilhelm nennen, war ein hübſcher, junger Mann von zwanzig Jahren, mit einer ächt italieniſchen Phyſiognomie, ſchwarzen Haaren, üppigem Bartwuchſe und feurigen Augen. Sein

Wuchs war ſchmächtig, aber nicht ſchwächlich, er trug ſich nach dem Journale, Gunkel und Ebenſtein lieferten die Kleider. In Kurzem war er der Lion dieſer Vergnügungsorte geworden. Manches, ja die meiſten der anweſenden Mädchen verfolgten ihn mit Blicken, die ihm mehr verhießen, als eine langweilige Schäferſtunde voll geſchraubter Tiraden, welche ihre Liebhaber zur Verzweiflung brachten. Wilhelm lebte flott mit ſeinen Freunden, tanzte mit den hübſcheſten Griſetten, und ſchonte den Champagner nicht, der in Wien jeden „Jux" beſchließen helfen muß.

Dies tolle Leben dauerte eine Zeitlang, und der Italiener war bald allgemein unter der Komptoiriſtengilde und ſeinen Bekannten als fideler Kerl bekannt. —

Daum hatte, wie gewöhnlich, mit dem Beginne der Wintermonate ſeine unterirdiſchen Lokalitäten, das Elyſium genannt, eröffnet. Die ungeheueren Räume des ehemaligen Kloſterkellers von St. Anna waren, wie durch die Ruthe eines Zauberers, in die eleganteſten Speiſe- und Tanzſäle verwandelt worden, auf der unterirdiſchen Eiſenbahn führten phantaſtiſch geſchmückte Wägelchen, mit ebenſo phantaſtiſch gekleideten Jungen als Pferdelenker, die Schauluſtigen durch einen langen Gang und eine geräumige Halle, welche Auſtralien vorſtellen ſollte, und deren

Wände mit Gemälden von Palmbäumen, tropiſchen Thieren und Gewächſen geſchmückt waren; dort war ein kleines Theater, wo Poſſen gegeben wurden und Jongleurs ſich produzirten; hier repräſentirte ein ſtämmiger Kerl mit falſchem Bart und langer Pfeife, in Turban und Kaftan, von mehreren als Odalisken gekleideten Mädchen und einigen Buben mit geſchwärzten Geſichtern umgeben, den Harem eines Gläubigen auf einer kleinen Bühne; hier war der chineſiſche Pavillon, dort das gemüthliche Europa, eine Schweizergegend mit grotesken Dimenſionen, wo die Berge, mit Sancho Panſa zu ſprechen, ausſahen wie die Sandkörner und die Menſchen wie Haſelnüſſe, indeß einige Sänger und Sängerinnen des vielbekannten Lerchenfeldes Tyroler oder Steyerer vorſtellten und gräuliche Alpenlieder oder Ländler vortrugen. Phantaſtiſche Maskenzüge wechſelten mit den Vorſtellungen einer Athletengeſellſchaft, den Tänzen roſagekleideter Mädchen und dem Geſange mittelalterlich koſtümirter Troubadours. In den Speiſeſälen ging der Rococo gekleidete Improviſator von Tiſch zu Tiſch, und quälte ſein Gedächtniß um Reime für die nüchternſten Dinge, welche ihm als Thema gegeben wurden. Aber Alles war fröhlich und guter Dinge; was kümmerte die ſchauluſtige Menge die Hitze in den überfüllten Räumen, was fragt der Genußſüchtige nach Kunſt und Poeſie; er genießt, was ihn reizt, was ſeine Sinne kitzelt, gleichviel, ob es

ein japaneſiſches Vogelneſt oder ein einheimiſcher Schnepfenkoth iſt.

Die Leute der unteren Volksklaſſen ſtrömten ſchaarenweiſe zu, auch aus dem Mittelſtande fanden ſich Viele ein, ja ſelbſt die jungen Männer der Haute-volée beſuchten auf Augenblicke dieſen Tummelplatz der Volksluſt. Hier war es, wo Wilhelm ein Mädchen am Arme ihrer älteren Schweſter ſah, ein Mädchen, welches ſeine Sinnlichkeit mächtig reizte, und jene Aufregung der Nerven, gepaart mit einem Anfluge von Wohlwollen und Zuneigung, hervorbrachte, welche wir gewöhnlich mit dem Ausdrucke verliebt ſein bezeichnen.

Das Mädchen, kaum vor ein paar Jahren aus dem Alter der Kindheit in jene Periode übergetreten, in welcher die Natur es zum Weibe bildet, war nichtsdeſtoweniger ſchon eine halb entblätterte Roſe. Die jüngſte Tochter einer armen Trödlerin, deren Mann ſchon vor mehreren Jahren geſtorben, hatte ſie früher in gedrückten Verhältniſſen gelebt, bis ihre ältere Schweſter an einen Kavalier ihre Reize mit ihrer Unſchuld verkaufte, und als deſſen Maitreſſe zu einem gemächlichen Leben und momentanen Wohlſtande gelangte. Sie nahm nun ihre Familie zu ſich. — Fanny entwickelte ſich ſchnell, und verſprach ſchön und wohlgebildet zu werden; Mutter und Schweſter hätſchelten ſie, in der Hoffnung, daß auch ſie ihr Glück auf gleiche Weiſe gründen würde; was

nicht fehlschlagen konnte in einer Residenz, wo so viel Reichthum mit so viel Genußsucht gepaart ist. Fanny fiel, doch es ist eine alltägliche Geschichte und gehört nicht hierher, wo wir keinen Roman, sondern blos eine aus dem Leben gegriffene Novelle geben wollen.

Sie hatte nun ihr neunzehntes Jahr erreicht, ihre Formen waren üppiger und voller, als dies gewöhnlich bei Mädchen ihres Alters der Fall zu sein pflegt, ihre Brust wölbte sich, wie zwei Hügel von Elfenbein, auf welchen der Gott des Genusses schlummert, ihre Arme waren rund und weiß, ihre Taille schlank, ihre Bewegungen voll natürlicher Grazie. Das Gesicht, wenn auch in seinen einzelnen Theilen weder regelmäßig, noch vollkommen schön zu nennen, blendete im ersten Augenblicke, und war reizend bei längerem Betrachten. Ein längliches Oval mit Rosen, welche, leicht hingehaucht, die Frische und Weiße der Haut hoben, etwas aufgeworfenen Lippen, hinter denen blendendweiße Zähne schimmerten, schmale Brauen, unter denen, von dunkeln Wimpern begrenzt, das blaue Auge hervorleuchtete, wie ein Sonnenstrahl durchs trübe Gewölk bricht. Es strahlte zwar nicht mehr mit jenem reinen heiligen Vestafeuer, das im Blicke der schuldlosen Jungfrau ruht, wie das ahnungsvolle Liebesgefühl im Heiligthume ihres Herzens, denn frühe war schon der verhüllende Schleier gesunken von dem Geheimnisse des Lebens und der

Liebe; aber jenes glühende Sehnen, jene tiefe Leidenschaftlichkeit, welche uns in dem Blicke manches jungen Weibes reizen, sprachen aus ihm; sie war kokett, ohne frech, eroberungssüchtig, ohne gemein zu sein. Das reiche, nußbraune Haar, in vollen Locken herabfallend, von einem Goldkettchen mit einem Sevigné auf der Stirn zusammengehalten, hob die Formen und Farben des Gesichtes, die blendende Weiße des Nackens noch mehr. —

Wilhelm suchte schnell ihre Bekanntschaft zu machen, und fand Gelegenheit, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen; ehe noch die Mitternacht vorüber war, war aus einem leidenschaftlichen Bewunderer ihrer Reize, einem nach Genuß glühenden Manne, ihr erklärter Geliebter geworden. Fanny hatte noch nie geliebt, bis jetzt hatte sie sich hingegeben dem Sinnenrausche, den Verlockungen des Goldes, den Schmeichlern ihrer Eitelkeit, welche die Wahrheit ihrer Worte durch reiche Geschenke zu beweisen suchten. Wilhelms Bewerbungen hatten, so wie sein Erscheinen, vortheilhaft auf sie eingewirkt, und eine Leidenschaft in ihrem Herzen entzündet, welche ihm bisher fremd war. Sie liebte. —

Wochen waren vergangen, Wilhelm hatte die Rolle des vertrauten Freundes übernommen; Fanny war seine erklärte Geliebte geworden, seine Begleiterin zu allen Unterhaltungen, sie wohnte bei ihm und blieb ihm, sonst eine Seltenheit, treu. —

Aber mit den erhöhten Bedürfnissen, mit den steigenden Wohlleben, trat bald das gewöhnliche Uebel aller jungen Leute ein, welche Alles gelernt haben, nur nicht Rechnen, — der Geldmangel. Seine Besoldung reichte kaum zu den gewöhnlichen Bedürfnissen einer Haushaltung hin, die oft wiederholten, sonst stets berücksichtigten Briefe um Geld an seine Eltern wurden abschlägig beantwortet, kleine einstweilen angelegte Schulden mahnten dringend an die Bezahlung.

Das eheliche Leben läßt sich Einschränkungen gefallen, ja selbst den Mangel, denn hier tritt ein hoher Vermittler zwischen zwei nahe verwandte Herzen: gegenseitige Achtung und jene nicht auf Sinnlichkeit allein begründete Liebe, welche sich, wie der rothe Faden der englischen Marine durch alle Taue, fortspinnt durch ein ganzes Leben. Eheliche Liebe ist das Bäumchen, welches, auch in unwirthbaren Sandboden gepflanzt, bald feste Wurzeln faßt, welches den Stürmen trotzt, und als Eiche seine grünen Zweige noch zum Laubdache wölbt über zwei alternde Häupter.

Hier aber war es anders. Wilhelm schämte sich, seiner Geliebten ein Bekenntniß zu thun, welches ihn, wie er glaubte, in ihren Augen herabsetzen mußte, er hatte ja früher mit seinen Geldquellen und dem Reichthume seiner Eltern geprahlt, er fürchtete, mit dem gewohnten Luxus, den verminderten Unterhaltun-

gen werde ſich Fanny von ihm abwenden und einem neuen, reicheren Liebhaber in die Arme werfen, wie ſich die Sonnenblume nur der aufgehenden Sonne zuwendet, und ihre Krone ſenkt, wenn es dunkelt. Er liebte ſie, er war eiferſüchtig auf ihren Beſitz, denn auch die Sinnlichkeit hat ihre Eiferſucht, wie die wahre Liebe, bis ſie erſtirbt im Sumpfe des Ekels und des Ueberdruſſes. Er dachte an Mittel, neue Geldquellen zu eröffnen, ſich ſchnell tröſtend, daß er ja doch heute oder morgen wieder Geld vom Hauſe erhalten würde, daß er ja Erbe eines ziemlich bedeutenden Vermögens ſei, und dann jede Forderung tilgen könne. Er berechnete in Gedanken, wie wenige Jahre ſeine ohnehin bejahrten Eltern noch zu leben hätten, er ward Elternmörder im Herzen, denn nicht ſelten erwachte der Wunſch in ſeiner Seele, jene möchten zu leben aufhören, um ihm die Quelle des Lebensgenuſſes zu hinterlaſſen.

Das eben iſt der Fluch unſerer heutigen Verfeinerung, die erſte Frucht unſerer modernen Erziehung, daß ſie die Kinder über ihren Stand erzieht, die Gefühle des Herzens wenig zu bilden trachtet, der Sinnlichkeit überall offene Thore läßt, und ſich darauf beſchränkt, die Außenſeiten zu glätten. In der Erziehung, nicht in der Seele des Verbrechers liegt meiſtens der Grund jener Vergehen, welche die bürgerliche Geſellſchaft mit Galgen oder mit Zuchthaus ſtraft. Das wildeſte Thier wird gezähmt; der

Mensch, verwahrlos't in seiner Jugend, sinkt unter das Thier herab, er mordet Seinesgleichen. Die wilden Thiere rauben aus Hunger, aus Bedürfniß, und kriechen scheu in ihre Höhlen zurück, wenn jene gestillt sind. Der Mensch wird Betrüger, Dieb und Mörder aus Luxus, aus dem Hange, jene Bedürfnisse zu befriedigen, welche ihn die Verfeinerung kennen gelehrt hat, und die er nun weniger entbehren zu können glaubt, als den Bissen Brod, welcher ihm das Leben fristen soll.

Es ist, Gott sei Dank, in Oesterreich noch nie der Fall gewesen, daß Menschen verhungerten aus Mangel an Erwerbsquellen, schwere Schicksalsschläge haben es bewiesen, daß selbst dort abgeholfen wurde, wo Mißwachs und das Wüthen der Elemente alle menschlichen Berechnungen, alle Vorsicht zu Schanden machten; aber der Fehler der Erziehung ist es, daß die Eltern ihre Kinder nicht schon in zartester Jugend dahin führen, sich zum Erwerbe zu bequemen, keinen Makel darin zu finden, sich auf rechtliche Art ihr Brod zu verdienen! Der Ackerbau und die Gewerbe nähren stets ihren Mann; aber man würde es für Schande halten, wenn der Sohn eines Beamten, der oft kaum seine zahlreiche Familie von seiner Besoldung ernähren kann, wenn der Sohn eines halbwegs bemittelten Fabrikanten oder Kaufmanns Bauer oder Handwerker würde.

Der Sohn des Bauers muß studiren, statt der

Pflug in die Hand zu nehmen und die Erde zu bebauen, der Sohn des Beamten soll wieder Beamter werden, der Sohn des Fabrikanten oder Kaufmanns dünkt sich zu etwas Höherem geboren, als zum Geschäfte seines Vaters, er will in glänzender Uniform den Soldaten spielen, ohne Beruf, Lust und Bildung zu diesem Stande. Der gequälte Vater, dessen Söhnlein überall als Taugenichts anerkannt wurde, seufzt: „ultima spes mites!“ und giebt ihn als Kadetten zu einem Regimente, wo er dann alle Wege einschlägt, ihn zum Offiziere zu befördern, ihn, der als Gemeiner kaum im Stande gewesen wäre, seine Pflichten ordentlich zu erfüllen. —

Ist gar der „alte Herr“ reich, so lernt das Söhnlein schon zu Hause nichts als fahren, reiten und herumlungern, er tröstet sich mit der Aussicht auf sein Erbe. Ein Schicksalsschlag, und er ist Bettler, ja schlimmer noch daran als der letzte Tagelöhner, denn er schämt sich, sein Brod zu verdienen. Und wird erst das Vermögen, wenn es sich wirklich erhalten bis zum Tode des Vaters, getheilt, unter fünf, sechs Kinder, wird er, der gewohnt war als Millionär zu leben, auf bedeutend Geringeres reduzirt, was dann? Freilich entfällt der Betrag für ihn noch so groß, daß er ihn zum wohlhabenden Manne macht, er ist so groß, daß er hinreichen würde, ihn zum reichen zu machen, hätte er Haushalten gelernt und erwerben; aber der junge Mann, nun mit

40,000 Fl. Kapital, hat gelebt wie ein halber Millionär, er kann sich nicht einschränken, er lebt vom Kapital in seiner gewohnten Weise fort, hofft auf eine reiche Braut oder andere Glückszufälle, und tröstet sich mit dem Gedanken, daß ja noch immer Zeit sei zu sparen. Die letzten hundert Gulden sind verschwendet und der Bettler, nein, der Verbrecher ist fertig, denn er wird nun jede List, jeden Betrug anwenden, um seine frühere Lebensweise fortzusetzen, er wird seine Seligkeit verpfänden, an welche er ohnehin nicht glaubt, um sich nur seine alten, gewohnten Genüsse zu erkaufen. —

Man vergebe uns diese Abschweifung, aber da dies Werk ebensogut österreichische Zustände schildern soll, wenn auch in anderer Form, als die gewöhnlichen publizistischen, so glauben wir uns eben so gut zu Raisonnements berechtigt, als andere politische Schriftsteller.

Dieser Erziehungsfehler ist in Oesterreich ein allgemeiner, und erstreckt sich vom Sohne des Banquiers herab auf den des Bauers. Ihm verdankt Oesterreich die überhandnehmenden Bankerotte und Konkurse, ihm die schrecklich anwachsende Zahl von Beamten, die Bureaukratie, diese lernäische Schlange, welcher nur ein Herkules alle Köpfe abschlagen könnte; ihm die stets größer werdende Schaar von überflüssigen und unbeschäftigten Doktoren, sowohl der Medizin als utriusque juris; ihm die steigende Ver-

brecherzahl, welche die Kriminal-Gefängniſſe und das Zuchthaus übervölkern! Doch ich behalte mir vor, im zweiten, blos der Betrachtung öſterreichiſcher Zuſtände gewidmeten Bande auf dies Thema zurück zu kommen.

Wilhelm trachtete um jeden Preis Geld zu bekommen und erhielt es; anfangs kleine Summen zu horrenden Prozenten — ſpäter brachte ihn ein ſogenannter guter Freund, ein Roué, der alle Schulen durchgemacht hatte, zu einem der durchtriebenſten und gewiſſenloſeſten Geldmäkler der Reſidenz, welcher es ſich zur Aufgabe ſeines ſchmachvollen Lebens gemacht hatte, alle jungen Leute, die eigenes Vermögen beſaßen oder von ihren Eltern noch zu erwarten hatten, an ſich zu ziehen und allmälig zu ruiniren. Obgleich nach dem öſterreichiſchen bürgerlichen Geſetzbuche Minderjährige ohne Bewilligung ihrer Eltern oder Vormünder keine Schulden kontrahiren dürfen, auch zu deren Tilgung nicht gehalten werden können, ſo verhandelte dieſer doch am liebſten mit ſolchen jungen Leuten, welche ſich die größten Abzüge und die ſchreiendſten Prozente gefallen ließen. Er ließ ſich nämlich Wechſel von Minderjährigen ausſtellen und durch Großjährige, welche einiges Vermögen beſaßen und mit jenen in Freundſchaft ſtanden, an ſich giriren; oder er wußte die jungen Leute durch Anſpielungen, hingeworfene Reden u. dgl. dahin zu bringen, Wechſel mit falſchen Unterſchriften ihrer Vormünder oder ſol-

cher Personen auszustellen, welche die Aufsicht über das Vermögen oder ihre Erziehung hatten. Er wußte die Sache stets so durch die dritte Hand einzuleiten, daß er auch im schlimmsten Falle den Kopf aus der Schlinge ziehen und sich selbst auf den unwissend Betrogenen spielen konnte. Er bezweckte dadurch, daß sein Schuldner nicht nur möglichst hohe Interessen zahlte, sondern auch, daß er nach erlangter Majorennität auf die Rechtswohlthat der Gesetze in Betreff der während seiner Minderjährigkeit gemachten Schulden keinen Anspruch machen könne. Denn natürlich löste der Aussteller solche Wechsel lieber um jeden Preis ein, als daß er sich als Fälscher dem Kriminal übergeben ließe.

In diese Hände gerieth Wilhelm, und gedrängt von der stets wachsenden Geldnoth und so manchem Schuldner, geblendet von den Vorspiegelungen seines Freundes, der Wechsel werde in keine dritte Hand kommen, benutzte er seine Geschicklichkeit im Zeichnen und schrieb den Namen seines Chefs auf einen Wechsel von 1000 fl. C.-Mze., zahlbar nach einem halben Jahre. Er erhielt das Geld nach Abzug der Interessen und der Remuneration für den Geldmäkler, kaum sechshundert Gulden. Das alte Leben wurde wieder fortgesetzt, er blieb in Fanny's Besitz. —

Die Zeit nahte heran, in welcher der Wechsel zu bezahlen war, ohne daß Wilhelm, der auf die mährchenhafteſten Zufälle gerechnet, welche ihn begünſtigen würden, denſelben einlöſen konnte. Er war in Verzweiflung; doch tröſtete er ſich mit der Hoffnung, daß der Eigenthümer des Wechſels ihn durch Vermittelung jenes Geldmäklers gegen bedeutende Vergütung prolongiren würde. Er raffte den letzten Reſt ſeiner Kaſſe zuſammen, verkaufte ſeine Uhr und einige Pretioſen, um beide Wucherer zu befriedigen und für einige Zeit hinzuhalten, da er durch den ſchon erwähnten guten Freund von einer andern Seite Geld zu erhalten hoffte.

In der Zeit, welche zwiſchen dem Ausſtellen des Wechſels und dem Zahlungstermine lag, hatten ſich bedeutende Veränderungen in Wilhelms Verhältniſſen ergeben. — Der Chef ſeines Hauſes hatte den Entſchluß gefaßt, ſich in's Privatleben zurückzuziehen und ſeine Geſchäfte, ſowie ſein Perſonale vermindert. Unter den Entlaſſenen war auch Wilhelm. Er hatte zwar auf einem anderen Comptoire einen Platz bekommen, aber keineswegs unter ſo vortheilhaften Bedingungen. Ueberdies ließ jener Banquier in öffentlichen Blättern einen Aufruf ergehen, in welchem er ſeinen Handelsfreunden den gefaßten Entſchluß mittheilte und ſich bereit erklärte, bis zu einem gewiſſen Termine alle auf ihn laufenden Wechſel auch

vor der Zeit einzulösen, überhaupt jede gerechte Forderung an ihn oder sein Haus zu befriedigen.

Wilhelm stellte sich dem Mäkler vor, mit dem Ersuchen, ihm eine dreimonatliche Prolongation des Wechsels zu verschaffen, wofür er abermals zweihundert Gulden baar zu bezahlen versprach. Der Mäkler fand sich dazu bereit, indem er zusagte, den Eigenthümer desselben, und somit den eigentlichen Geldgeber dafür zu stimmen. Wilhelm, um seinen Unterhändler in guter Laune zu erhalten, ließ einige Flaschen Wein holen; man trank, spielte und der unglückliche Mann suchte sich mit der sichern Hoffnung eines günstigen Erfolges zu trösten. —

Der verhängnißvolle Vormittag erschien, nach einer in der unruhigsten Gemüthsstimmung durchwachten Nacht. Wilhelm stellte sich beim Unterhändler ein — er war nicht mehr zu Hause. Endlich kam er zurück; doch mit einem Gesichte, auf welchem sich nur zu deutlich Angst, Sorge und Unmuth aussprachen. Er brachte eine Hiobspost. Der Geldgeber, welcher nicht im Geringsten an der Aechtheit der Unterschrift gezweifelt hatte, da der Mäkler ihm vorgespiegelt, S....i sei ein naher Verwandter des Banquiers, wurde durch den ungewöhnlichen Fall stutzig gemacht, daß ein so achtbares Haus eine so geringe Summe prolongiren wolle. Er stützte sich auf den ergangenen Aufruf in den öffentlichen Blättern und erklärte kurzweg: er trage Bedenken, sein Geld durch eine

Prolongation zu riskiren; denn entweder ſei der Wechſel falſch oder ein anderer Betrug im Werke. Er ſtellte die Zahlungsfriſt bis zum Mittag deſſelben Tages, nach deren Verlauf er den Wechſel dem Handlungshauſe ſelbſt präſentiren würde. —

Vergebens rang der Unglückliche, welcher nun die gewiſſe Ausſicht vor ſich hatte, als Fälſcher und Betrüger den Weg ins Kriminal-Gefängniß antreten zu müſſen, die Hände und beſchwor den Agenten, ihn von Schande und Kerkerſtrafe zu retten. Er ſtellte ihm vor, daß ja ein Theil der Schmach, ja vielleicht auch der Strafe, auf ihn zurück fallen würde, da er doch gewußt habe, die Unterſchrift ſei falſch; aber der Mäkler war ſchnell gefaßt. Er überhäufte den Unglücklichen mit den heftigſten Vorwürfen, er leugnete die geringſte Ahnung eines ſolchen Verbrechens, er befahl dem jungen Manne, ihm Beweiſe oder Zeugen zu ſtellen für dieſe ſchändliche Verleumdung! — Das vermochte dieſer nun freilich nicht, und mußte ſich wiederum zu Bitten verſtehen; er warf ſich Jenem zu Füßen, vergoß bittere Thränen der Reue und Seelenangſt, ja er drohte ihm ſogar, ſich augenblicklich das Leben zu nehmen, im Falle nicht Hilfe geſchafft würde.

Der Agent bedachte ſich einen Augenblick — er ſah in das erdfahle Geſicht des Verzweifelnden, dem die Furcht und das Entſetzen den Stempel des Wahnſinnes aufgedrückt hatten — er fürchtete eine Kata-

ſtrophe in ſeinem Hauſe, und die daraus entſpringenden Unterſuchungen, Verhöre u. dgl. Schnell beſann er ſich eines Beſſeren und ſtimmte ſeinen Ton zur Vertraulichkeit um; er ſicherte dem jungen Verbrecher mit tröſtenden Worten gewiſſe Hilfe zu, er verſprach ihm, den Wechſel ſelbſt einzulöſen, wenn der Eigenthümer, trotz nochmaliger Anträge, auf ſeinem Entſchluſſe beharren würde; er verpfändete ſein Wort, daß er jede weitere Prozedur in der Sache verhindern werde, und drängte den Verzweifelnden ſanft zur Thüre hinaus, indem er ihn bedenken hieß, daß jede Minute koſtbar ſei.

Er ſtieg in ſeinen Fiaker und fuhr in die Stadt; Wilhelm rannte, wie von Furien gepeitſcht, die Jägerzeile hinab; am Ende derſelben bog er in die mittlere Allee ein, und gelangte bald in eine einſame Gegend des an Vormittagen ohnedies wenig beſuchten Praters.

Von den Thürmen ſchlug es neun Uhr — drei Stunden blieben ihm noch bis zu dem Augenblicke, in welchem das Loos geworfen werden ſollte über ſeine Ehre, ſeine bürgerliche Exiſtenz, ſeine Zukunft. Er warf ſich unter einem ſchattenreichen Baume auf den Raſen — er fühlte ſeine Sehnen erſchlafft, ſeine Kräfte gelähmt, ſein Gehirn ſchien vertrocknet, ſeine Ideen kreiſten wie im Ringe um einen ſchrecklichen Gedanken: Verbrecher! Ehrloſer! —

Bald tobte er wie ein Wahnſinniger und ſtieß wüthende Flüche aus gegen ſich, gegen Gott und die

Welt; bald aber weinte er wieder wie ein Kind, ohnmächtig, einen Entſchluß zu faſſen, und betete zu dem Lenker über den Wolken um Rettung und Hilfe. Es gab Augenblicke, in welchen die Hoffnung die Oberhand gewann in ſeiner Seele; denn wann hätte der Unglücklichſte, der Verzweifelndſte zu hoffen aufgehört? Belebt ihn nicht ſelbſt da die Hoffnung, wenn er die kalte Mündung der Piſtole an ſeine Stirne ſetzt, deren Kugel im nächſten Momente ſein Gehirn zerſchmettern ſoll, daß mit dem letzten Fingerdrucke ihn auch der letzte Schmerz durchzucken werde?! —

Er hoffte ſicher, der Agent würde Mittel finden, die Schuld zu tilgen, ihn zu retten, wenigſtens für den Augenblick; aber im nächſten Momente erwachte wieder der Zweifel in ſeiner Seele. Er glich dem Schiffer auf dem entmaſteten Wracke, den ein wilder Sturm umhertreibt auf dem offenen Meere. Jede Sekunde wächſt das Waſſer im Raume, jede Sekunde ſinkt das Gebäude um einen Fuß; fern am Horizonte ſieht er die Wimpel eines Schiffes wehen, das in gerader Richtung auf ihn zuſteuert: wird es nahen, wird es ihn aufnehmen, ehe noch die ſalzige Fluth ihn begraben in ſeinem Fahrzeuge?! —

Seine Gefühle waren qualvoller, verworrener, ſeine Angſt gräßlicher, als die eines zum Tode Verurtheilten; denn das Schwanken zwiſchen Furcht und

Hoffnung ist schrecklicher, als das klar ausgesprochene, nimmer zu ändernde Uebel.

Es schlug zehn Uhr — zwei Stunden blieben ihm nur noch bis zur Entscheidung; da durchzuckte ein Gedanke seine Seele, einen Augenblick stand er betäubt, überrascht von dem Rettungswege, welcher so nahe gelegen, ohne daß er ihn früher entdeckte. Aber wie gewöhnlich der vom Schicksale, von verschuldeten oder unverschuldeten Unglücksfällen gehetzte Mensch stets den entgegengesetzten Pfad einschlägt, welcher ihn, wie den verfolgten Hirsch, gerade in die Schußlinie bringt: so ging es auch dem jungen Verbrecher. Ein offenes, reumüthiges Bekenntniß, ein flehendes Wort, eine Bitte an seinen ehemaligen Chef, und er war vielleicht, ja gewiß gerettet. Er wählte, verblendet, zurückgehalten von falscher Schaam, von chimärischen Hoffnungen, den falschen Pfad und — war verloren! —

„Flucht!" murmelte er dumpf vor sich hin; „ja, Flucht ist das einzige Rettungsmittel in jedem Falle! Gelingt es dem Agenten, Geld aufzutreiben, mich auf was immer für eine Art sicherzustellen, dann war es eine Lustfahrt von ein paar Tagen; gelingt es nicht, so bin ich entronnen und kann auf Mittel denken, mich der Schande und den Gerichten zu entziehen. Aber wohin? Ohne Paß — und die Polizei ist streng, schlau, schnell! — Ja," fuhr er nach einer Pause fort — „so geht es; der Ausweg ist gefunden

— ich gehe nach Ungarn. Preßburg iſt nahe; man wird mich in meiner Wohnung ſuchen, doch erſt Abends — und ich habe Vorſprung von einigen Stunden gewonnen. Ungarn iſt ein freies Land, ich werde Mittel finden, von dort nach Italien oder Frankreich zu entkommen und meinen Eltern zu ſchreiben, welche gewiß Alles zu meiner Rettung aufbieten werden!" —

Der Entſchluß zu ſeiner Flucht ſtand nun feſt in ſeiner Seele, er brauchte nur kurze Zeit, um ihn auszuführen. Schnell eilte er zurück, nahm in der Jägerzeile einen Fiaker und fuhr nach ſeinem Quartiere. Dort ſetzte er ſeine Geliebte in Kenntniß, daß er augenblicklich in Geſchäften ſeines Hauſes abreiſen müſſe, und nahm zärtlichen Abſchied von ihr. Er ſchickte ſie zu ihrer Schweſter; ſodann packte er raſch das Nöthigſte in einen Mantelſack und ſchrieb einige Zeilen an den Agenten, durch welche er dieſem ſeinen Entſchluß anzeigte, und ihn erſuchte, unter falſcher Adreſſe ihm **poste restante** nach Preßburg zu ſchreiben, im Falle ſeine Angelegenheiten eine ungünſtige Wendung nehmen ſollten. Im günſtigen Falle aber bat er ihn, nicht zu ſchreiben, um keinen Verdacht zu erregen; indem er dann nach drei, vier Tagen zurückkehren wolle. Er ſchickte den Brief auf die Stadtpoſt zur Beſorgung und fuhr nach der Polizei-Direction, um dort einen Paſſirſchein nach Wiener-Neuſtadt zu beheben. Er war mit dem Be-

amten persönlich befreundet, oft schon hatte er in Geschäften seines Hauses kleine Reisen unternommen — er erhielt den Schein ohne Anstand. Von dort aus fuhr er nach dem Bahnhofe der Wien-Gloggnitzer Eisenbahn, nahm ein Fahrbillet, und wenige Minuten später brauste der Train über die Bogenbrücke. Es schlug halb zwölf — Wilhelm athmete freier, seine Rettung war gelungen; denn ehe man noch die Anzeige machen, seine Flucht entdecken und Mittel zu seiner Verfolgung finden konnte, hatte er schon längst die österreichische Grenze im Rücken. — In Neustadt angelangt, miethete er schnell eine Gelegenheit nach Oedenburg, und fuhr von dort aus nach Preßburg.

Er stieg in einem kleinen Gasthofe ab, wenig besucht von Reisenden besserer Klasse, hielt sich so verborgen als möglich und erwartete in banger Stimmung einen Brief des Agenten. Niemand fragte ihn nach Namen und Geschäft, Niemand bekümmerte sich um ihn; denn der Ungar, stolz auf seine persönlichen Rechte und Freiheiten, haßt alles Polizeiwesen, alle Spionerie. Jeder gilt so lange für rechtschaffen und ehrenhaft, bis nicht Anzeigen des Gegentheiles vorkommen, wo dann gegen den Schuldigen eben so gut prozedirt wird, als in jedem andern polizirten Lande. Er sandte täglich den Lohnbedienten auf die Post, um nach Briefen zu fragen; aber er

erhielt keine Zeile — er athmete freier, — neue Lebenshoffnung zog in ſeine Bruſt. —

In Wien war indeß die Sachlage keineswegs für ihn günſtiger geworden. Der Agent hatte Wilhelms Angelegenheiten fallen laſſen, da er keine Luſt fühlte, Zeit und Geld einer verlorenen Sache zu opfern oder durch allzugroßen Eifer in den Verdacht der Mitſchuld zu kommen. Der Geldgeber präſentirte den Wechſel direct dem Ausſteller, dieſer erkannte ihn für falſch und verweigerte deſſen Zahlung auf das Beſtimmteſte. Der betrogene Eigenthümer eilte, die Sache dem Kriminal-Gerichte zu übergeben; man ſandte zur Polizei, um ſowohl Wilhelm, als den Agenten verhaften zu laſſen. Als der Vertraute Abends in die Wohnung des Komptoiriſten kam, fand er die Thüre verſchloſſen; er zog Erkundigung beim Hausmeiſter ein und erfuhr die Abreiſe des Verbrechers. Der Agent wurde, als der Mitſchuld verdächtig, eingezogen, aber es beſtand kein weiterer Beweis gegen ihn, da er ſtandhaft jede Mitwiſſenſchaft leugnete. Er blieb einſtweilen in Haft bis zur Habhaftwerdung des Italieners, von deſſen Ausſage ſein Urtheil abhing. In der Wohnung des Agenten fand man Wilhelms Brief und zugleich beſtätigte der Bericht des Paßamtes die Reiſeroute und den Aufenthaltsort des Verdächtigen. —

Die Wiener Polizei liebt es nicht, ſo gern ſie raſch handelt, Aufſehen zu machen; man hoffte S..

auf leichtere Art in's Netz zu bekommen und auf ein Terrain zu locken, wo man freier handeln konnte, als in der ungariſchen Freiſtadt. — Man begnügte ſich dem Hausmeiſter zu befehlen, im Falle der Ankunft des Flüchtigen ſogleich die Anzeige an die Polizeidirektion zu erſtatten; überdies ſtellte man einen Poliziſten in die Nähe des Hauſes. Man rechnete auf die zwiſchen Wilhelm und dem Agenten getroffene Verabredung. Fünf Tage hatte Jener bereits in Preßburg verlebt, es kam kein Brief, und nun hielt er ſeine Angelegenheiten für glücklich beendigt. Seine Kaſſe war geſchmolzen — Sehnſucht ergriff ihn nach ſeiner Geliebten; er beſchloß zurückzukehren.

In jedem Falle aber wollte er ſich ſicherſtellen vor dem Loos der Schande, wenn ſeine Sache dennoch eine ungünſtige Wendung genommen hätte; eine Ahnung ſchien ihm dies, trotz aller günſtigen Kombinationen, zuzuflüſtern. Wilhelm kaufte ein Paar Piſtolen, nebſt Kugeln und Schießbedarf, lud ſie ſcharf und ſteckte ſie in ſeine Rocktaſchen, feſt entſchloſſen, ſich lieber das Leben zu nehmen, als den Gerichten freiwillig ſich zu ergeben. Dann beſtellte er einen Wagen und fuhr am Nachmittage von Preßburg weg, die Straße nach Wien einſchlagend. —

Um Mitternacht rollte ein Wagen durch die Barriere — der Polizeikorporal trat heraus, um den Fremden nach Paß und Absteigequartier zu fragen. Der Reisende reichte ihm einen gedruckten Zettel, welchen Jener beim Schein einer Laterne überlas; sodann rief er dem Kutscher ein Vorwärts! zu. Dieser trieb die ermatteten Pferde auf's Neue an und fuhr langsam, bei der großen Artillerie-Kaserne einbiegend, über die Landstraße durch das Stubenthor in die innere Stadt. Fast zu gleicher Zeit keuchte eine Ordonnanz, welche der Korporal an die Polizei-Oberdirektion mit der Meldung abgesandt, der Verbrecher habe die Linien passirt, in die Stadt; dieselbe Meldung erstatteten der Avisoposten und der Hausmeister.

Wilhelm hatte sein Zimmer betreten und die Thüre hinter sich abgeschlossen. Halb entkleidet warf er sich aufs Bett und erwartete in unruhigem Schlummer den anbrechenden Morgen. Auf der Polizeidirektion wurden indessen schnell alle Anstalten zu Wilhelms Verhaftung getroffen. Ehe noch der Morgen graute, fuhr ein Kommissär, von zwei Vertrauten begleitet, in einem Fiaker nach Wilhelms Behausung; sie stiegen dort aus und eilten die Treppe hinauf, in der sichern Hoffnung, sich des nichts Ahnenden schnell und geräuschlos bemächtigen zu können. Die Hausthüre war verschlossen, sie klingelten.

S....i sprang vom Lager auf, sein Herz pochte

— eine Ahnung ſchien ihm zu ſagen, daß jetzt der Wendepunkt ſeines Lebens gekommen; er bereute es faſt, ſein ſicheres Aſyl ohne beruhigende Ueberzeugung verlaſſen zu haben. Abermals tönte die Klingel. Wilhelm zog den Oberrock an, in deſſen Taſchen noch die Gewehre ſtaken, und öffnete. Schnell ſprang er zurück, als er die drei Poliziſten ſah, deren Eindringen er nicht mehr verhindern konnte, da ſie ſich mit ganzer Kraft gegen die Hausthüre ſtemmten. Aber mit Blitzesſchnelle riß er die Piſtolen aus der Taſche, ſpannte die Hähne und an der Thüre zu ſeinem Zimmer ſtehend, rief er ihnen mit kalter Entſchloſſenheit und ſchneidendem Tone zu: „Keinen Schritt weiter, meine Herren, oder es koſtet zwei Menſchenleben; denn die erſte Kugel iſt für einen Angreifer, die zweite für mich beſtimmt! Ich habe vorhergeſehen, daß es ſo kommen würde, und darum meine Vorkehrungen getroffen! Scherzen Sie nicht mit der Verzweiflung!“ —

Der Kommiſſär zog ſich raſch aus der Schußlinie und rief den beiden Poliziſten ermunternde Worte zu; aber dieſe blickten bald auf ihren Vorgeſetzten, bald auf die Mündungen der Piſtolen, welche ihnen entgegen ſtarrten.

Wilhelm war im Rücken gedeckt, man konnte ihn nicht überfallen, ohne ihm offene Stirne zu bieten und Leben an Leben zu ſetzen. Dazu hatten aber die

Beiden wenig Luſt, trotz des herzergreifenden Zuredens ihres Anführers.

„Herr Kommiſſär!“ fuhr S....i fort, „ich wiederhole Ihnen meine Drohung, welche keine leere iſt, — zwingen Sie mich nicht zu einem Morde — ich bin zum Aeußerſten entſchloſſen! Verſuchen Sie es ja nicht, die Thüre meines Zimmers, welche ich hinter mir abſchließen werde, mit Gewalt zu erbrechen. Beim geringſten Geräuſch feure ich und es koſtet ein Paar Menſchenleben, da ich mit Waffen hinlänglich verſehen bin. Ich erkläre Ihnen offen, daß Sie mich mit Gewalt nie werden gefangen nehmen können; ich muß Zeit haben zu überlegen, was ich thun ſoll und muß!“ — Er öffnete die Thüre ſeines Zimmers und ging hinein, ſie hinter ſich verriegelnd. —

Die Poliziſten ſtanden im Vorgemache, ſahen ſich verwundert an und machten ſich gegenſeitig Vorwürfe, aber Keiner hatte den Muth, ſich der verhängnißvollen Thüre zu nähern. Der Kommiſſär ließ die beiden Begleiter zurück und eilte, ſeinen Vorgeſetzten den mißlichen Ausgang des erhaltenen Auftrages zu melden. Dieſe wußten eben ſo wenig, was nun zu thun ſei; denn der erſte günſtige Moment, wo mit ein wenig Entſchloſſenheit Etwas zu erreichen geweſen wäre, war vorüber gegangen — das Aufbrechen der Thüre koſtete in jedem Falle Zeit

und Menſchenleben; überdies war es ſehr zweifelhaft, des Verbrechers lebend habhaft zu werden. —

So war unter beſtändigen Berathungen der Mittag herangekommen, die Nachricht von der entſchloſſenen Vertheidigung des jungen Italieners hatte ſich durch die Hausbewohner im Publikum verbreitet; Neugierige verſammelten ſich ſchaarenweiſe, welche erwartungsvoll nach den Fenſtern ſahen, in der Hoffnung, es würde bald zu etwas Entſcheidendem kommen; man erzählte ſich die Geſchichte mit allen möglichen Zuſätzen, ſchimpfte weidlich über die Polizei, welche jeden Bettler einfange, aber keine Kourage habe, wo es etwas Ernſteres gelte, und der Andrang vermehrte ſich von Stunde zu Stunde. Das Haus war von Polizeimännern in Uniform und Civil beſetzt, für den Fall, daß der Eingeſchloſſene den Verſuch wagen ſollte, mit Gewalt durchzubrechen. Unter Berathungen war man auf den Gedanken gekommen, zu verſuchen, ob man nicht durch Fanny den Verbrecher zur Ergebung bereden, oder deſſen Ueberrumpelung durch ſie bewerkſtelligen könne.

Man ſandte nach ihr, machte ihr glänzende Anträge, und ſie ſagte zu, ihr Möglichſtes verſuchen zu wollen, das Leben ihres Geliebten zu retten.

Indeß ging der junge Verbrecher Stunden lang mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und überdachte ſeine Lage. Er trat an's Fenſter. Unten wogte die Menſchenmenge, deren verworrenes Ge-

ſchrei zu ihm heraufdönte, ſo oft er ſich am Fenſter zeigte; die Höhe des dritten Stockwerkes verſperrte ihm jede Ausſicht zur Flucht auf dieſem Wege, ſelbſt wenn er mit Stricken hinlänglich verſehen geweſen wäre; das Gemurmel, welches im Vorgemache tönte, überzeugte ihn, daß die Zahl ſeiner Wächter bedeutend vermehrt worden, und an ein Entrinnen nicht zu denken ſei. Ihm blieb keine andere Wahl, als zwiſchen Schande und Selbſtmord.

Indem er ſich anſchickte, einige Zeilen an ſeine Eltern und Freunde zu ſchreiben, die letzten Worte eines dem Tode Geweihten, wurde leiſe an ſeine Thür geklopft. Er fuhr vom Seſſel auf, und griff auf's Neue nach den Piſtolen, welche er vor ſich auf den Tiſch gelegt hatte; mit kräftiger Stimme rief er ein Wer da? — Eine weibliche Stimme nannte ſeinen Namen, und begehrte Einlaß, er horchte hin wie ein Träumender. Es war Fanny's Stimme, die Stimme der Geliebten. Raſch, gleichſam von ſeinen Gefühlen übermannt, eilte er zu öffnen, aber auf dem halben Wege blieb er ſtehen. Ein Argwohn, ob man nicht vielleicht die Geliebte zu dieſem Schritte gezwungen, ob nicht eine Liſt hinter ihrem Erſcheinen verborgen ſei, ſich ſeiner zu bemächtigen, durchzuckte ſeine Seele.

Er näherte ſich vorſichtig der Thüre, und fragte noch ein Mal, um ſich zu vergewiſſern, daß keine Täuſchung obwalte, — es war Fanny. „Ich will Dir

öffnen!“ rief er laut und kräftig; „aber laß Alle zurücktreten, welche draußen auf mich lauern, und ja keinen Verſuch machen, mit Dir zugleich hereinzudringen; ich halte mein Wort!“ Ein dumpfes Geflüſter bewies ihm, daß er verſtanden worden; Fanny antwortete, er könne nun ohne Gefahr öffnen. Er beugte ſich hinab und ſah durch's Schlüſſelloch: Fanny ſtand allein vor der Thür, die Wachen hatten ſich zurückgezogen. Mit vorgeſtreckter Piſtole öffnete er, ließ die Geliebte herein, und ſchloß eben ſo ſchnell wieder hinter ihr die Thüre; dieſes Mal mit dem Schlüſſel, welchen er zu ſich ſteckte.

Ruhig ſprach er dann, ſie umarmend: „Schön, daß Du kommſt; ich dachte nicht mehr daran, Dich zu ſehen vor meinem Tode! Aber Eins laß Dir ſagen, Mädchen: verſuche es ja nicht, mich weder überreden noch überliſten zu wollen. Du kannſt meine Piſtolen durch's Fenſter werfen, welche ich jetzt, Dir vertrauend, auf den Tiſch lege, aber ehe jene Fanghunde die Thüre einbrechen, liegen wir Beide in unſerem Blute!“ Bei dieſen Worten zeigte er ihr ein Stilet, welches er in der Bruſttaſche trug.

Fanny erbleichte; denn wenn ſie auch keineswegs geſonnen war, falſch gegen ihn zu handeln, ſo hatte ſie doch gehofft, durch Bitten und Ueberredung den Trotz ihres Geliebten zu beugen, da man ihr wiederholt verſichert, das Verbrechen deſſelben ſei lange nicht ſo ſtrafenswerth, als er es ſich ſelbſt vielleicht

vorstelle. Er ließ sie aber in Betreff ihres Auftrages zu keinem Worte kommen; ihre Liebe, die Vergangenheit und die traurige Gewißheit der bevorstehenden ewigen Trennung bildeten den Inhalt ihres Gespräches.

So war der Abend hereingebrochen, Wilhelm fühlte sich ermattet und abgespannt, die furchtbare Aufregung den ganzen Tag über hatte seine Kräfte erschöpft. „Mich hungert!“ sagte er zur Geliebten. „Gern möchte ich noch ein Mal fröhlich mit Dir sein bei einer Flasche Champagner, ehe ich die Rechnung mit dem Leben abschließe für immer! Es soll nicht sein, und meine Schwäche drängt mich zur früheren Ausführung meines Entschlusses!“

Fanny sehnte sich nach einem Vorwande, den Geliebten zu verlassen, in dessen Nähe ihr graute; in jedem Augenblicke befürchtete sie, daß er die gräßliche That in ihrer Gegenwart verüben möchte. Sie ergriff diese Gelegenheit, indem sie Wilhelm versicherte, sie wolle seine Wünsche und Worte dem wachthabenden Polizeikommissär vortragen, und zweifle nicht, ihn zur Erfüllung derselben zu bewegen, wenn auch er dann der Vernunft Gehör geben würde. —

Unter den nämlichen Vorsichtsmaßregeln, [illegible] beim Eintritte, entließ er die Geliebte, verriegelte wieder die Thür, zündete zwei Kerzen an, und vollendete seine angefangenen Briefe.

Fanny hatte indeſſen den Bericht über den ſchlechten Erfolg ihrer Sendung erſtattet, und auch erwähnt, der Eingeſchloſſene wünſche Erfriſchungen. Schlau lächelnd meinte der Kommiſſär, dieſe Forderung könne man bewilligen; der Wein werde ſeine Wirkung thun, nebſt der Abſpannung und Ermattung. Wilhelm dürfte ſodann in einen feſten Schlaf verfallen, während deſſen ſie leicht die Thür öffnen könnten. Das Mädchen weigerte ſich, die Hand zu bieten zum Verrathe des Geliebten; aber man verſchwendete alle Künſte der Ueberredung, alle nur möglichen Verſprechungen, ſie dazu zu bewegen. Endlich willigte ſie ein. Sie kehrte mit einem Körbchen Eßwaaren, und zwei Flaſchen Champagner zurück. Beide ſaßen lange bei Tiſche in fröhlichem Geplauder; bald wurde es ruhiger — Liebesgeflüſter, heiße Küſſe, immer ſtiller und ſtiller, lange Athemzüge von einzelnen Seufzern unterbrochen. Jeden Augenblick erwartete der Kommiſſär, das Mädchen werde die Thüre von Innen öffnen; da krachte ein Schuß, ſchnell folgte ein zweiter.

Lärmen von der Straße — das Geſchrei des noch immer harrenden Volkes begleitete den Blitz und Knall; man ſprengte die Thüre, und trat ein.

Arm in Arm lagen die Liebenden, halb entkleidet, auf dem Bette; die Kerzen waren tief herabgebrannt; eine Piſtole lag am Boden, die andere hielt die Hand des Todten noch krampfhaft umklammert.

Wilhelm hatte zuerſt die Geliebte, und dann ſich getödtet.

Was ſie geſprochen, ob der Champagner die Sinne des Mädchens verwirrt hatte, ob vielleicht im letzten entſcheidenden Momente ihre volle Leidenſchaft aufgeflammt war — es blieb ein Räthſel; doch ſchien auch ihr Tod ein freiwilliger geweſen zu ſein, denn man fand ein Blatt Papier neben Wilhelms Briefen, auf welchem von ihrer Hand mit friſchen Schriftzügen die Worte ſtanden: „Ich ſterbe freiwillig!“

Ich ſah ſpäter ihre Leichen im allgemeinen Krankenhauſe, woſelbſt ſie, den beſtehenden Verordnungen gemäß, ſezirt wurden. Bei Beiden war die Kugel gerade durch's Herz gegangen. Das Mädchen mochte ſchon geſchlafen haben, als ihr Geliebter den gräßlichen Entſchluß ausführte, denn ihre Züge waren ruhig, ja lächelnd, ihr Auge geſchloſſen. Sie ruhen — ein Opfer des Leichtſinnes und eines — polizeilichen Mißgriffes! — —

Charivari.

„O daß ich könnte ein Schloß vor meinen Mund legen, und ein festes Siegel auf mein Maul drücken; auf daß ich nicht zu Falle käme und meine Zunge mich nicht verderbete!“

Sirach.

Wir theilen hier unſern geneigten Leſern einige Kleinigkeiten, Bluetten und Anekdoten mit, welche wir, wahrſcheinlich Brouillons, unter den Papieren des „Oeſterreichers“ gefunden; Stoff genug, um Gloſſen zu machen, was wir den verehrten Leſern ſelbſt überlaſſen. Wir ſchreiben ja kein Lehrbuch **ad usum Delphini**, dazu gehört eine Mönchskutte und die beſondere Protektion der Studienhofkommiſſion, unter Mitwirkung einer höchſt liberalen Cenſur; ſondern nur für ein gewöhnliches Publikum, welches ſich ſchon **ad notam** nehmen wird, was zu nehmen iſt. Ich weiß, man wird Manches etwas ſtark aufgetragen finden, und am Ende den Verfaſſer beſchuldigen, **à la** Münchhauſen aufgeſchnitten zu haben; aber meine verehrten Hörer und Hörerinnen, wie Saphir bei ſeinen humoriſtiſchen Vorleſungen zu ſagen pflegt, ich kann Sie erneut von dieſem Buche verſichern: **il n'y a, que la vérité!**

Eine Frage an Herrn von Holbein.

Es ist nicht gar lange her, daß ein junger Schriftsteller, welcher freilich noch keinen europäischen Namen hatte, der Direktion des Wiener Hofburgtheaters ein Stück einreichte; ich glaube, es war ein historisches Trauerspiel in fünf Akten. Der junge Mann hatte ein hübsches Talent, sein Stück war gut und konnte Glück machen, aber er hatte zufällig ein doppeltes Malheur. Erstens war er weder hoch- noch hochwohl-, sondern, wie ihn seine Mutter und der Taufschein versicherten, blos schlechtweg geboren; ein Unglück, das unter einer Million Menschen fast neun Mal hunderttausend und einige trifft.

Zweitens aber war er weder mit einem Schauspieler noch einer Spielerin liirt; auch haßte er das Antichambriren, Scharwenzeln und Katzbuckeln in den Tod, indem er tölpelhaft genug war zu glauben, der gerade Weg sei der beste. —

Der junge Mann hatte viele schöne Hoffnungen und Pläne auf die Annahme und den Erfolg des Stückes gebaut; wie denn der Mensch überhaupt in dieser Beziehung der größte Baumeister ist. Er träumte viel von dem, was die österreichischen Journale pflichtschuldigst bei jeder Gelegenheit über die Unterstützung vaterländischer Talente posaunen; **au comble des malheurs** erlaubte er sich, privatim die Meinung zu hegen, daß ein Institut, welches von Staatswegen erhalten wird, zu dessen Kosten also Millionen ihr Schärflein beitragen müssen, auch auf heimische Talente und die Produkte jugendlicher Dichter billiger Weise mehr Rücksicht nehmen sollte, als auf französischen Schund in schlechten Uebersetzungen.

Aber der Mensch lernt nie aus im armen Leben, und der Dichter kann von der Ignoranz und Arroganz manches Theaterdirektors so gut profitiren, als der Karrenschieber und Holzhauer von der Grobheit vieler **employés**, welche **humaniora** absolvirten.

Nach Wochen wagte es der junge Dichter, wieder bescheiden anzuklopfen an die Thüre der Theater-Kanzellei; doch mit dem Donnerworte ward sie aufgethan: das Manuskript liege bereits kouvertirt und versiegelt zur Zurückgabe bereit. — Der Autor nimmt das Paquet in Empfang, und eilt nach Hause, um das Todesurtheil seines Talentes zu vernehmen.

Er glaubte nicht anders, als seine Freunde und literarischen Collegen, welche das Stück zuvor gelesen, und die günstigsten Urtheile darüber ausgesprochen, seien sammt und sonders Esel, welche das Beurtheilen gar nicht verstünden. Er schlug erwartungsvoll den beigelegten Brief auseinander; er glaubte daraus zu entnehmen, daß er seine Kräfte überschätzt habe und ihm nun ein: **sutor ne ultra crepidam!** zugedonnert würde. Wie sehr erstaunte er aber, als er ganz einfach las:

„Ew. Wohlgeboren!

„Aus Gründen sieht sich die k.k. Hoftheaterdirektion veranlaßt, vor ihrer Entscheidung über das eingereichte Manuskript erst den Erfolg abzuwarten, welchen diese Dichtung auf anderen Bühnen hervorbringen wird.

v. Holbein."

Der Autor studirte hin und her, welche Gründe wohl obwalten könnten, die Direction eines Hoftheaters an einer selbstständigen Beurtheilung eines Manuskripts zu verhindern? warum sich ein Institut, welches als erstes in Deutschland dasteht, nicht getraue Stücke zu geben, wenn sie selbe gut findet; sondern sich erst von Provinzialbühnen eine Lektion geben

laſſen wolle, was gefallen könne oder nicht? — Bisher hatte er geglaubt, daß Stücke zuerſt in der Reſidenz gefallen müßten, um dann die Runde durch die Provinzen zu machen; nun aber hatte er es ſchwarz auf weiß, daß man das, was bereits in den Provinzialſtädten rococo geworden, dem Publikum der Reſidenz als Novität vorzuführen beabſichtige, um ihm dann ſagen zu können: es gefiel in Prag, Brünn, Linz u. ſ. w., ergo muß es auch hier gefallen. —

Der Dichter, welchem dieſe Gründe nicht recht einleuchten wollten, entſchloß ſich, dem Herrn von Holbein ſeine Aufwartung zu machen. Er wurde gemeldet und vorgelaſſen. Nach langem Brimborium ſprach der Herr Hofrath ſeine Meinung aus:

Er gebe nie Stücke von Autoren, welche noch keinen Namen hätten, am allerwenigſten aber von öſterreichiſchen. Der beſte Rath, welchen er in dieſer Hinſicht ertheilen könne, ſei der, ſich in's Ausland zu wenden. — Tief gekränkt entgegnete freilich der Dichter: daß es traurig ſei für ein Landeskind, an's Ausland verwieſen zu werden, daß man ja auf dieſe Weiſe Jedem geradezu das Mittel nehme, bekannt zu werden, u. dgl. mehr. Die Sentenz blieb. —

Drängt ſich da nicht Jedem unwillkürlich die

Frage auf: wie kann ein Dichter, ein Schriftsteller überhaupt zu einem Namen kommen, wenn jeder Theaterdirektor, jeder Verleger gleich humane und einsichtsvolle Gründe für junge, aufstrebende Talente in Bereitschaft hätte?! wenn zum Beispiel das Ausland vice versa den Dichter an seine Heimath verwiese?! Ferner: Glaubt Herr von Holbein vielleicht an die Möglichkeit, daß ein Schriftsteller schon berühmt, bekannt geboren werde? daß ein gewisser Schiller zu seinem Tell und Carlos, seiner Maria und Braut von Messina gekommen wäre, hätten die Direktoren seiner Zeit mit gleicher sibilliniſcher Weisheit ihr Parere gegeben? — Glaubt Herr von Holbein ferner, durch das neu in Szene Setzen seines verballhornirten Käthchens von Heilbronn und der bezähmten Widerbellerin, seines Fridolins und Konsorten, nebst einer Unzahl transrhenaniſcher Bagatellen, das Publikum zu befriedigen, und für alle abgewiesenen guten Stücke junger Poeten zu entschädigen?! — Längst schon hat der Herr Hofrath im Publikum, wie in der literariſchen Welt, eine Oppoſition hervorgerufen, welche laut gegen sein Direktorium murrt, wenn auch die Theaterzeitung stets in ihre berüchtigte Lobposaune stößt, — längst hat der ausgezeichnete Kritiker Saphir auf alle Mängel und Fehlgriffe aufmerksam gemacht; doch vergebens. Der Krug geht

zum Brunnen bis er bricht, — alte Krüge gehören in die Rumpelkammer, — bei Beamten nennt man das penſioniren; bis dahin: stat pro ratione voluntas! —

Ein Duell oder ein — Mord?

In unseren Tagen, wo die von Haber'sche Angelegenheit, die Duelle, welche aus ihr entsprangen, mit allen ihren unseligen Folgen, eben so sehr die Betheiligten in Anspruch nehmen durch persönliches Interesse, wie jeden andern denkenden und fühlenden Menschen, durch die Mittheilungen öffentlicher Blätter, wird auf's Neue jene alte Streitfrage über Duelle und deren Zulässigkeit oder Unstatthaftigkeit stärker als je angeregt.

Duelle sind eben so gut Ueberbleibsel aus den Zeiten des Faustrechtes und den späteren der französischen Sittenverfeinerung und -Verderbniß, als sie in der Menschennatur, ja in der Natur überhaupt begründet sind. Sie kommen eben so gut im Leben der Thiere vor, wie die Faustkämpfe in dem des Pöbels; es ist ein Kriegführen zweier Individuen auf eigene Rechnung, es wird fortdauern, und wenn

man Galgen und Rad dafür als Strafe festsetzte, so lange Menschen — Menschen bleiben, das heißt, mit allen ihren Schwächen und Leidenschaften sinnlich thierische Wesen.

Schreiber dieses Aufsatzes hat gewiß ebensogut als jeder Andere stets auf Ehre gehalten, und würde sie männlich gegen Jeden vertreten, so wie er sich andererseits zu erheben gesucht hat über kleinliche Vorurtheile; — er will daher das Duell weder unmittelbar verwerfen, noch aber in der Art und Weise billigen, wie es jetzt im Schwunge ist. — **Medium tenuere beati!** sagt unser alter Horatius.

Der Mensch lebt in und mit seiner Zeit, in und mit der bürgerlichen Gesellschaft, — er würde also immer sich auch mit seinem individuellen Rechte gegen jene im Nachtheile befinden, wollte er sich mit einem Male über Alles hinwegsetzen, was jene, wenn auch nur als Form, heilig achtet.

Jene fordert einmal ein kleines Opfer in Allem, sogar in der Aufklärung. Hierher gehören auch die Ansichten über das Duell. Es ist wahr, eine Beschimpfung, eine Ohrfeige, ja eine ganze Tracht Prügel sind ebensowenig im Stande, den wahrhaft edlen Mann zu entehren, als ein Orden, ein Belobungsschreiben, das allerhöchste Wohlgefallen oder ein Edelmannsdiplom den ausgemachten Schurken, den Geldjuden oder Kornwucherer zu einem wahrhaft edlen Manne erheben können. Aber nichtsdestoweniger

würde den Erſteren in einem ſolchen Falle die Welt für einen Ehrloſen erklären, und für einen Narren obendrein, wenn er nach den Worten der Schrift etwa gar nach der erſten Ohrfeige auch die andere Backe hinhielte, **ad libitum.** — Freilich ſind Schimpfworte, Prügel und Ohrfeigen in guter Geſellſchaft ſogar dem Namen nach verpönt; aber es ereignet ſich: man wird hitzig, es giebt eine Szene, man vergißt einmal über dem alten Adam ſeine noble Erziehung. Was dann? Sollen Beide geächtet, aus allen Salons vertrieben, infamirt herum gehen? O nein! Man ſchlägt ſich hinterdrein, und zapft ſich ein wenig Blut ab, umarmt ſich, **le jeu est fait**, man liegt ſich wieder in den Armen und iſt obendrein intereſſant geworden! —

Die Sache hat, wie unſere geneigten Leſer ſehen, ihre ſpaßigen und humoriſtiſchen Seiten, wenn ſie nur nicht ſo viele der thränen- und ſchmerzensreichen hätte! Wie Viele aber haben wegen eines getretenen Hühnerauges ſchon in's Gras beißen müſſen, obgleich es unentſchieden iſt, ob dieſe aus dem Grunde Leichdornen heißen! —

Solche Duelle ſind ebenſo zahlreich, als ſie auch beklagenswerth ſind; aber es giebt Beleidigungen, tiefe, herzverwundende Beleidigungen, welche ſogar unſer Erdenglück zerſtören; Beleidigungen, welche der Menſch im Naturzuſtande mit Blut rächt; Beleidigungen an unſerer Ehre, an unſerem Seelenleben,

gegen welche wir das positive Gesetz vergebens in Anspruch nehmen dürften, denn wenn sie auch nicht so wächsern wären, und sich daher gar so leicht drehen ließen, würden wir doch vergebens Hilfe bei ihnen suchen! Es sind aber dies solche, welche die persönliche Menschenwürde eines Jeden beleidigen, nicht chimärische, welche der Bürger hinnehmen muß und soll, während sie das Portespée und das Adelsdiplom befleckt hätten. Es erregen diese ein Gefühl des Hasses in uns, welcher ein Leben vergiften, der uns zu Meuchelmördern machen kann. Soll in solchen schweren, besonderen Fällen das Duell erlaubt sein? —

Wir wollen bei der Bejahung dieser Frage von den Grundsätzen der Religion abstrahiren, welche im Leben, wie in der Politik eben so gut nach Staats- und gesellschaftlichen Bedürfnissen modifizirt wird, als alles Andere. Das Gebot: du sollst nicht tödten! geht ebensogut jeden Einzelnen an, wie den Staat, als moralische Person betrachtet, welcher die Todesstrafe verhängt und ausüben läßt. Jene, wie dieser, hätten im entgegengesetzten Falle auch gleichen Anspruch auf das: Mit dem Maaße ihr messet, mit dem Maaße wird euch wieder gemessen werden! In unseren jetzigen Gesellschaftsverhältnissen muß man weniger darauf denken, das Duell gänzlich auszurotten und abzuschaffen, als es zu modifiziren, gewissen Gesetzen zu unterwerfen, dadurch zu verhüten, zu

erſchweren und ſo nach und nach ſeltner zu machen. Ein tief eingewurzeltes Vorurtheil läßt ſich ebenſo wenig auf ein Mal beſiegen, oder durch ein Geſetz vernichten, als dumme Jungen in einem Jahre Gelehrte werden.

Stellt ihnen immerhin als Lebensregel auf:

Honour and shame from no condition rise,
Act well your part, there all the honour lies;
Worth makes the man, and want of it the fellow,
The rest is all but leather or prunelles!*)

ſie werden euch doch nicht glauben, und euch noch auslachen obendrein. — Ueberdies iſt ein Geſetz, das in jedem Jahre hundert Mal umgangen und übertreten wird, ein Geſetz, bei deſſen Ausübung die Richter von Oben herab durch die Finger ſehen, zehn Mal ſchlechter, als gar keines! —

Es beſteht auch in Oeſterreich ein ſehr ſcharfes Geſetz gegen Duellanten und Alle, welche bei einem Zweikampfe überhaupt betheiligt ſind; aber ob es in Anwendung gebracht wird, das iſt die Frage! —

Das Civile und der Adel, welche, beſondere Fälle ausgenommen, in Oeſterreich das Duell nicht beſonders lieben und kultiviren (weniger aus religiöſen

*) Nicht der Stand bringt Ehre oder Schande,
Spiele deine Rolle gut, darin liegt die ganze Ehre;
Verdienſte machen den Mann, und Mangel
Daran den Schurken, — alles Andere iſt altes Zeug! —

und moraliſchen Grundſätzen, als weil erſteres friedfertig, letzterer meiſt ſehr reich iſt, und dicke Leute, wie Falſtaff ſagt, auch gute Leute ſind), könnten ſich noch eher behelfen, und, auf jenes Geſetz hinweiſend, ſo wie auf die durch daſſelbe ausgeſprochene Strafe, immer ehrenhafte Leute bleiben und heißen; wie aber das Militär? —

Ein refüſirtes Duell, und wenn der Refüſirende alle göttlichen und menſchlichen Geſetze für ſich hätte, würde zur Folge haben, daß dieſer augenblicklich quittiren müßte — freilich nicht ſo eigentlich von Staatswegen, aber dennoch nicht viel anders! — Sämmtliche Kameraden würden erklären, nicht ferner mit ihm dienen zu wollen; der Oberſt ihm befehlen, ſeine Quittirung einzugeben, oder ihn wegen Infamirung kaſſiren laſſen, und er — müßte gehen, **nolens volens**. Es ſcheint freilich eine Unmöglichkeit, ja eine unbegreifliche Sache, wie man Jemanden zu einer abſolut geſetzwidrigen Handlung zwingen kann, und ginge dieſer Zwang auch von einer Korporation, ja von einem ganzen Stande im Staate aus; wie Vorgeſetzte, welche vom Staatsoberhaupte aufgeſtellt ſind, Ordnung und Geſetz zu handhaben, ſelbſt ihre Macht zum Gegentheile mißbrauchen können und dürfen? Es iſt einmal ſo, und da nützt alles Raiſonniren über das wie und warum nichts! Wollte ſolch' ein Proſkribirter ſelbſt des Hofkriegsraths oder Sr. Majeſtät Schutz in Anſpruch nehmen, ſo würde ihm dies

doch blutwenig helfen, das Vorurtheil geht durch die ganze Armee.

Es läßt ſich damit entſchuldigen, daß der Soldat, dieſer letzte Repräſentant des alten Ritterthums, nicht feige ſein dürfe, daß Feigheit überhaupt den Mann entehre; aber zuerſt müßte bewieſen werden, ob Feigheit überhaupt der Verweigerung des Zweikampfes zum Grunde liege? Man kann ein Held ſein, der mit ruhigem Blute eine Batterie ſtürmt, die einen Kartätſchenhagel herabſpeit auf die Freiwilligen, welche ſich ſeinem Kommando angeſchloſſen; man kann ſeine Fahne und mit ihr den Orden der Ehrenlegion oder den noch ehrenvolleren Thereſienorden herausgeholt haben aus der Mitte eines feindlichen Regimentes, und doch den Zweikampf um einer Metze oder einer Lappalie willen verſagen! —

Es iſt nicht immer die nämliche Handlung gleich groß; die Umſtände, welche ſie begleiten, die Motive, welche ſie in's Leben riefen, ſind es, die ſie groß machen, oder erbärmlich. Die That eines Herkules kann ebenſogut die eines Halbgottes ſein, als die eines Betrunkenen, eines Wahnſinnigen, eines engliſchen Narren! —

Ehrengerichte! rufen wir aus, und Oeffentlichkeit! und gewiß rufen es die Beſten, Einſichtsvollſten und Ehrenhafteſten der Armee ſowohl, als der bürgerlichen Geſellſchaft überhaupt, uns nach. Setzt Ehrengerichte ein, und ſtreicht die Paragraphen über das

Duell, welche ohnedies selten oder nie in Ausübung kommen; setzt Ehrengerichte ein, und schärft die Strafe auf Winkelduelle, straft solche dann wie den gemeinen Mörder am Leben, wie den gemeinen Frevler an der persönlichen Sicherheit! Mehr Oeffentlichkeit in Allem, und ihr werdet weniger Willkür einzelner Hochgestellter haben, weniger Fehler der Untergebenen. —

Jedes Gesetz muß einfach und klar gegeben, auf alle Fälle berechnet sein, aber auch dann nach seiner vollen Strenge gehandhabt werden, ohne Rücksicht auf Person und Stand. —

Wohin soll es führen, wenn der Offizier nur die Wahl hat zwischen einer offenbar gesetzwidrigen Handlung und der möglicher Weise für ihn entfallenden Verbrecherstrafe auf einer, und der Infamirung nebst des Verlustes seiner Stelle auf der anderen Seite — also oft zwischen Spielberg und Bettelstab?! — **Ex duobus malis minimum eligendum!** Er wählt das Uebel, bei welchem er einen wahrscheinlichen Rettungsweg sieht. —

Ehrengerichte und Oeffentlichkeit! rufen wir noch ein Mal laut, und wir werden weniger Schurken haben, welche ihre Fertigkeit im Klingenspiele oder Pistolenschießen benutzen, sich den Ruf eines Ehrenmannes zu sichern, wenigstens den Schein desselben, — Ehrengerichte und Oeffentlichkeit, und wir werden herrliche Ergebnisse derselben sehen, das Ehrgefühl

wird gewiß mehr geweckt, die wahre Ehre mehr gesichert werden.

Wir beabsichtigen hier nicht einen Fall der neuesten Zeit zu geben, aus Furcht, vielleicht kompromittiren zu können — man möchte uns der indirekten Angeberei beschuldigen, welche wir eben so feierlich von uns ablehnen, als den Vorwurf etwaiger Feigheit. Die Geschichte hat sich vor einigen Jahren zugetragen, und ist vielleicht wenig bekannt geworden. Wir beabsichtigen blos für das oben Gesagte ein Beispiel aufzustellen, durch dasselbe aber ebensogut öffentliche Zustände zu beleuchten, wie durch das ganze Werkchen! —

Die herbstliche Uebungszeit für die Armee hatte bereits begonnen; auch das —te Küraſſierregiment war aus seinen Stationen aufgebrochen, und hatte sich im P...er Komitate konzentrirt. In Ungarn bestehen keine Kasernen für die daselbst stationirten Kavallerieregimenter, sondern die Mannschaft derselben ist in den Ortschaften beim Landmanne einquartirt. Hieraus ergiebt sich der Uebelstand, daß ein Regiment meistens so weit zerstreut wird, daß oft Tagereisen erforderlich sind, um vom Stabe aus zu einer oder der andern Eskadron zu gelangen; ja es trifft sich, daß ein und dasselbe Regiment in verschiedenen Komitaten einquartirt ist. Selbst die Züge

der einzelnen Eskadrons sind wieder Stunden weit von den Quartieren ihres Chefs entfernt, und fast jeder Offizier ist selbstständiger Stationskommandant.

Aus dem Grunde ist die Konzentrirung nicht nur äußerst nothwendig, sondern auch angenehm, sowohl für die Mannschaft als die Offiziere. Man sieht sich wieder ein Mal im Jahre, die neu Avanzirten machen die Bekanntschaft ihrer älteren Kameraden, und die Vorgesetzten lernen ihre Untergebenen in persönlicher und dienstlicher Hinsicht vollkommen kennen. Eben darum herrscht auch diese Zeit hindurch ein fröhliches und geselliges Leben in den, blos für die Kontraktion bezogenen Kantonnirungen — man lebt lustig und fetirt sich gegenseitig.

Bei einer solchen Offizierstafel war es, wo der Lieutenant Baron G... mit einem Kameraden, dem Lieutenant Baron R... in einen Streit gerieth, welcher bald eine ernstere Wendung nahm. Es erfolgte eine Beleidigung und — ein Pistolenduell sollte arrangirt werden. — Beide Offiziere waren Ausländer, welche österreichische Dienste genommen hatten. Der Gang der Sache ließ weder eine Aussöhnung, noch einen unbedeutenden Ausgang des Zweikampfes erwarten. Wie es sich von selbst versteht, waren die Vorgesetzten über den Hergang des Streites, so wie über das Duell unterrichtet, und gaben ihre stillschweigende Zustimmung.

Baron G... aus Dresden, woselbst er auch ein bedeutendes Vermögen besaß, stellte die Bedingung, sich erst nach dem Verlaufe von drei Monaten zu schießen, da er nicht nur früher seine Angelegenheiten in der Heimath ordnen müsse, sondern auch um Transferirung in ein anderes Regiment ansuchen werde. Er erhielt den erbetenen Urlaub, eilte nach Wien, wo er seine Uebersetzung in ein Uhlanen-Regiment erhielt und reiste von dort aus nach Dresden. Er war ebensowohl seiner Kenntnisse, als seiner liebenswürdigen Persönlichkeit wegen bei dem größten Theile des Offizierkorps beliebt, und stand auch in dem Rufe eines geschickten Fechters und Pistolenschützen, sowie eines wackern unerschrockenen Benehmens in derlei Fällen. Sein Gegner war weniger beliebt, da man allgemein seine Hitze, seine Bosheit und Arroganz kannte; aber Ersterer hatte auch seine Feinde, welche nichts unversucht ließen, der Sache die ernsteste Bedeutung zu geben. —

Ehe noch die bestimmte Frist abgelaufen, kehrte Baron G... von Dresden zurück, wählte sich seinen Sekundanten und ließ dem Gegner sowohl seine Ankunft wissen, als ihn auch um die Bestimmung des Ortes und der Zeit für das bevorstehende Duell ersuchen. R... bestimmte ein kleines, in der Nähe von P.burg liegendes Wäldchen und eine frühe Morgenstunde zum Rendezvous.

Baron G... hatte schon auf der Akademie meh-

rere Duelle mit Muth und Kaltblütigkeit beſtanden und als geſchickter Schütze einen überwiegenden Vortheil über ſeinen Gegner, der etwas kurzſichtig war; um ſo auffallender mußte es ſein, daß Jener ſeit ſeiner Zurückkunft ungewöhnlich ernſt ſchien und äußerſt ungern von der bevorſtehenden Ehrenſache ſprach. Wenige Tage bevor das Duell Statt haben ſollte, äußerte er im Kreiſe ſeiner Kameraden und vertrauten Freunde, daß er ſich dieſes Mal mit wenig frohem Muthe ſchlage. Es ſei nicht ein Beweis von Feigheit, ſondern dies Gefühl entſpringe aus dem Bewußtſein, Unrecht zu haben. Er wiſſe wohl, daß er in einer Weinlaune ſeinen Gegner gereizt und beleidigt habe, eben deshalb thue es ihm herzlich leid, und er werde keine Piſtole auf ihn abfeuern. Die Sache ſei zu weit gekommen, um rückgängig zu werden; aber ſein Entſchluß ſtehe feſt! —

Vergebens ſuchten ihn die Kameraden von dieſem Vorſatze abzubringen, indem ſie ihm vorſtellten, daß bei dem bekannten Jähzorne und der Unverſöhnlichkeit ſeines Gegners er ſich auf ſolche Weiſe dem ſicheren Tode Preis geben würde. G... wankte nicht, er brach das Geſpräch ab und ging auf gleichgiltigere Dinge über.

Der Morgen war angebrochen, an welchem das Duell Statt finden ſollte. Man fuhr zu verſchiedenen Linien der Stadt hinaus, um alles Aufſehen zu vermeiden — beide Gegner mit ihren Sekundanten und

einem Arzte. Auf dem Platze angekommen, wurden die Schritte abgemeſſen, die Barriere markirt, bis zu welcher Jeder avanciren durfte — denn ſie ſchoſſen ſich auf Diſtanzen — die Piſtolen geladen. R... hatte den erſten Schuß durch das Loos, er ſchlug hitzig an, die Kugel pfiff an G... vorüber; dieſer hob ruhig die Piſtole und feuerte in die Luft. Dann ſchlug er wieder die Arme übereinander und ſtand unbeweglich, wie eine Bildſäule. Sein Gegner machte einen Schritt vorwärts und fehlte abermals; G... feuerte wieder in die Luft. Dies wiederholte ſich auch zum dritten Male. R... zitterte vor Wuth und Aufregung, er ſtand ſchon hart an der Barriere. G... war ruhig auf ſeinem Platze geblieben, keine Veränderung in ſeiner Haltung, kein Zug ſeines Geſichtes, welcher Spannung oder Aufregung verrieth. Schon beim zweiten Kugelwechſeln hatte ihm ſein Gegner zugerufen: „Schieße, denn bei Gott, ich werde nicht eher ruhen, als bis Einer von uns genug hat!“ aber die Antwort erhalten: „Thue, was Dir gefällig iſt, aber ich werde nicht auf Dich ſchießen!“ —

Der Ehre war hinlänglich genug geſchehen, es war nun die heiligſte Pflicht der Sekundanten, einzuſchreiten, das fernere Kugelwechſeln zu verbieten und das Duell für beendigt zu erklären. Aber von allem dem geſchah nichts. Zum vierten Male hob R... die Piſtole, er zielte lange und ſcharf — die

Kugel fuhr aus dem Rohre und mit einem leisen Schrei sank G... zu Boden, die Hand auf die Brust gepreßt. Die Sekundanten und der mitgebrachte Arzt sprangen herbei, der Getroffene athmete nur noch schwer. Die Kugel war ihm durch die Brust gegangen und hatte die edelsten Theile verletzt — die Schatten des Todes hatten sich über sein Gesicht gelegt — wenige Sekunden und er war nicht mehr! —

Sorge und Bestürzung ergriff alle Anwesenden, man drängte zur Eile, um einer möglichen Ueberraschung vorzubeugen. G.'s Sekundant eilte in gleicher Richtung mit den Uebrigen zum Gehölz hinaus und setzte sich mit den Uebrigen in den Wagen, welcher schnell davon fuhr. In der Verwirrung hatte er auch die Equipage des Gebliebenen vergessen, welche am entgegengesetzten Ende des Wäldchens hielt.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ein Zug Bauern, mit einem Wirthschaftsbeamten an der Spitze, aus dem nahen Dorfe kam, um die herrschaftliche Roboth zu verrichten und Holz im Walde zu schlagen. Bald trafen sie auf dem Platze ein, wo das Duell Statt gefunden, und fanden den Leichnam. Die guten Leute erhoben ein Geschrei — unbekannt mit Duellen und ihren Folgen, glaubten sie an einen verübten Mord; der Beamte eilte herbei, man durchstrich das Gehölz nach allen Richtungen, um vielleicht des Thäters habhaft zu werden. So traf man auf

den Wagen; einige Fragen reichten hin, ihn als Eigenthum des Getödteten zu bezeichnen. Der Kutscher gestand offen, er habe seinen Herrn nebst einem Offizier heraus geführt, welche ihm befohlen, sie hier zu erwarten; später habe er einige Schüsse fallen gehört, und es sei ihm Angst geworden, da er hier bereits mehrere Stunden stehe. Der Beamte, welcher sich die Begebenheit nicht enträthseln konnte, und an ein Einverständniß zwischen Kutscher und Mörder glaubte, ließ ihn binden, den Leichnam auf den Wagen legen und ins P...burger Komitatshaus fahren. Dort ergab sich aus dem ersten Verhöre, daß die Sache vor das Forum der Militär-Jurisdiktion gehöre; der Gefangene wurde sammt Species facti und der Leiche des Ermordeten den Militär-Behörden übergeben.

Die Geschichte machte ein ungeheures Aufsehen, aber sie wurde dennoch — ein Beweis, wie leicht es ist, Gesetze zu umgehen — unterdrückt. In der Brusttasche des Gebliebenen hatte sich ein offener, eigenhändig von demselben geschriebener Brief vorgefunden, in welchem er den Entschluß aussprach, sich selbst das Leben zu nehmen und zugleich bat, Niemand als ihm allein die Schuld seines Todes beizumessen. Auf diesen kaum haltbaren Grund hin wurden alle weiteren Untersuchungen niedergeschlagen.

Auf dem Friedhofe der königlichen Freistadt G... ubt die Leiche des edlen jungen Mannes, der Stolz

und die Hoffnung seiner Familie; eines Mannes, welcher geliebt und geachtet war von seinen Untergebenen, sowie von seinen Freunden und allen denen, welche ihn näher kannten. Seine Kameraden ließen ihm ein einfaches Grabmal errichten; sein Gegner — fast wollte ich hinschreiben, sein Mörder — war einer der Ersten, welche einen Beitrag dafür unterzeichneten. — Vielleicht ereilt ihn dennoch das Verhängniß, die Vergeltung, oder wie wir es nennen wollen! —

Wem aber drängt sich nicht wiederholt die Frage auf: Hätte dies bei dem Bestande eines Ehrengerichtes geschehen können, selbst wenn dieses sich für den Zweikampf ausgesprochen?! —

Kameralistische Frage.

Unter die drückendsten Einrichtungen Oesterreichs, über welche schon so viele theils öffentliche, theils privative Klagen erhoben wurden, gehören unstreitig die Verzehrungssteuer und die Gefällen-Wache.

Sie kostet dem Staate ungeheuere Summen und bringt wenig Nutzen; ihr Bestehen, sowie das jetzige Gefällensystem überhaupt, fällt meistens den ärmeren Volksklassen zur Last, und treibt manche Lebensbedürfnisse zu dem doppelten des früher bestandenen Preises hinauf.

Dazu rechne man noch die beständigen Spionagen, Visitirungen und Denunziationen, welche täglich vorkommen, und man wird leicht einsehen, daß die Stimmung im Lande für die Finanzwache — das alte Kind ist unlängst neu getauft worden — nicht die günstigste ist. Da ihr auch die Ueber-

wachung der Monopole obliegt, ſo giebt es der Streitigkeiten und Prozeſſe vollauf, und erſt unlängſt kam ein Fall vor, welcher zu bedeutenden kameraliſtiſchen Streitfragen Anlaß gab.

Einer der bedeutendſten Zuckerbäcker W—'s verbrauchte jährlich einige Zentner Salz für ſeine Eiskeller. Um einige Erſparungen zu machen, hatte er aus dem bereits zerſchmolzenen oder unbrauchbar gewordenen Eiſe durch Abdämpfen aufs Neue Salz zu gewinnen verſucht. Er handelte hierbei nach ſeiner beſten Einſicht, indem er glaubte, daß das, was man einmal um theures Geld erkauft habe, ob nun vom Staate oder von einer Privatperſon, volles Eigenthum des Käufers ſei, mit welchem dieſer machen könne, was er wolle.

Er hatte ſeine Manipulation ſchon einige Jahre fortgeſetzt, als er denunzirt wurde, und es ſich aus den Unterſuchungen ergab, daß er wirklich eine bedeutende Quantität Salz reproduzirt habe. Er wurde zu einer hohen Geldſtrafe verurtheilt, indem man ihm bewies, das Recht, Salz zu erzeugen, ſei ein Monopol.

Er hat jetzt rekurrirt; aber — **adhuc sub judice lis est!**

Dichterlos.

Der Walzerkompoſiteur und Heros der tanzluſtigen Wiener, J. Lanner, ſtarb und eine ungeheure Menſchenmenge wohnte ſeinem Leichenbegängniſſe bei, welches in jeder Hinſicht ein pomphaftes und feierliches war. Sein Tod erregte eine allgemeine Senſation, alle Blätter Wiens waren voll von Anzeigen und Artikeln über ein Ereigniß, welches das Tagesgeſpräch der Reſidenz bildete.

Wenige Wochen ſpäter ſtarb Karoline Pichler, geborne von Greiner, gleich achtungswerth im bürgerlichen Leben, wie in der Literatur, wenn auch kein Stern erſter Größe. Keine Seele bekümmerte ſich um ihren Tod, ihr Begräbniß glich dem „ſtillen Gang", aber ohne kaiſerliche Begleitung. Unſere jungen und alten Dichter und Dichterlinge, unſere ſtets federfixen Journaliſten, unſere Enthuſiaſten, welche einer Fußkünſtlerin tauſendſtimmige Vivat

bringen, ſie alle, alle fanden keine Zeit, einer Dichterin das letzte Geleit zu geben, welche, wenn auch nicht in Allem mit ihrer Zeit fortgeſchritten, doch immer einen Ehrenplatz in Oeſterreichs Literaturgeſchichte behaupten wird. — Ich glaube, L. A. Frankl, der Redakteur der Sonntagsblätter, war der einzige Repräſentant von Wiens Dichterſchaar.

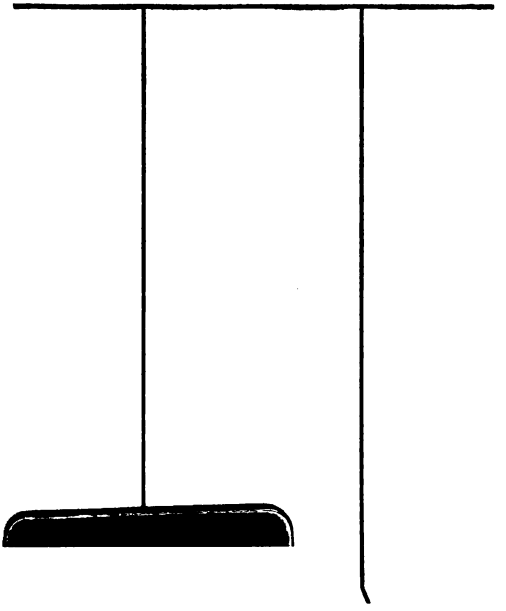
Auch gut; wenigſtens ein Beleg zur Geſchichte des Zeitgeiſtes. —

---

*PB-33670-SB
5-18
C
B-T

Stanford University Libraries
3 6105 015 314 961

PT
1799
A603
v.1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.